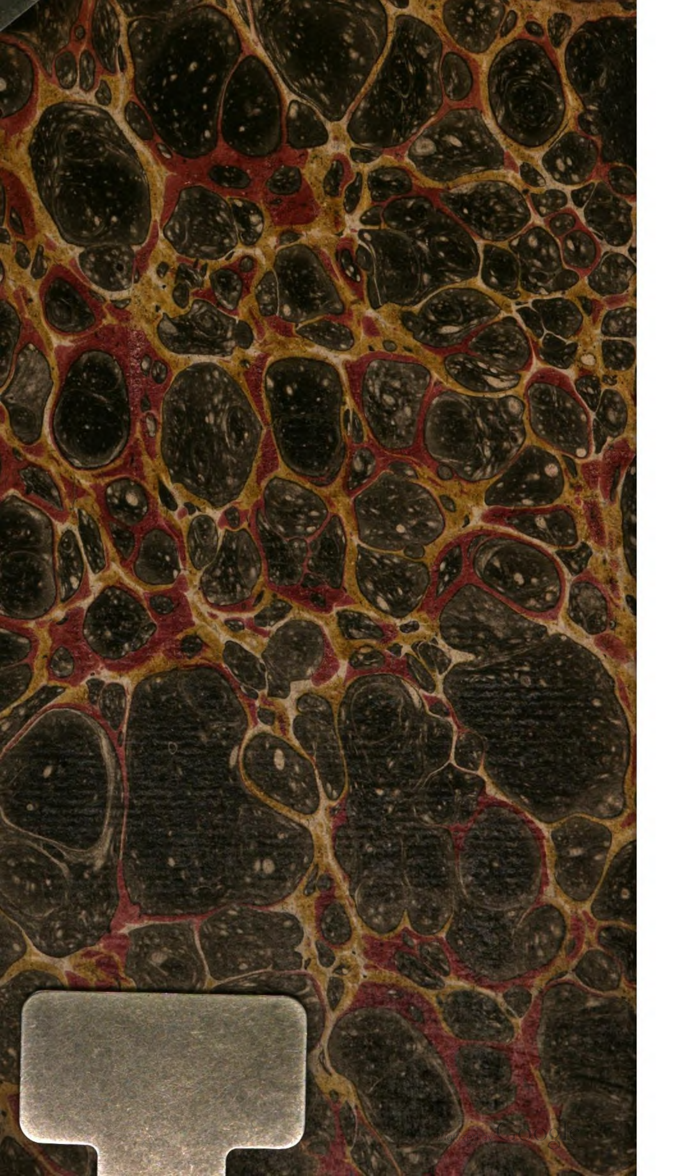
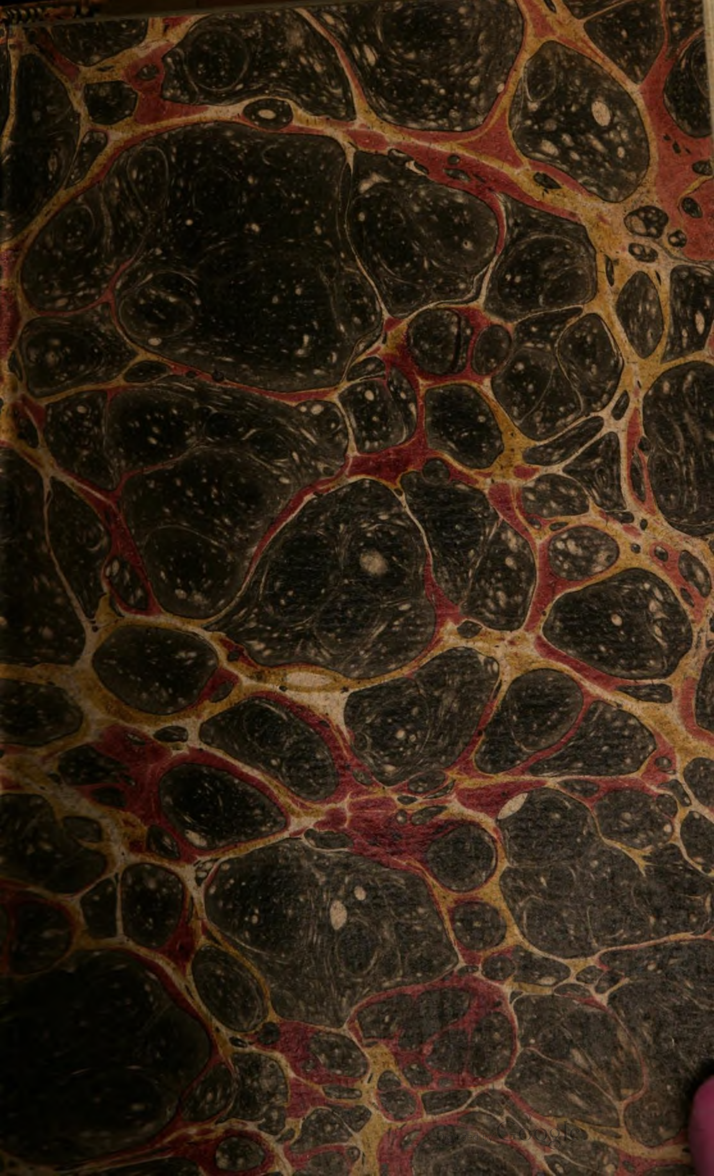




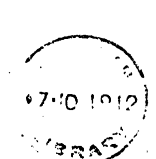
Caledonia.

Caledonia

Von der Verfasserin
der Sommerstunden.

Zweyter Theil.

Hamburg, 1802
bey B. G. Hofmann.



Caledonia.

Oban, im July 1800.

Ich hatte mit Herrn Macdonald verabredet, daß wir an einem gewissen Tage auf der Insel Mull, längst deren Küsten die Fahrt nach Long-Island geht, zusammentreffen wollten, um von dort aus die Insel Staffa zu bereisen.

Bey meinem Erwachen am bestimmten Tage fand ich den Himmel trübe und die Luft bey einem gelinden Südwinde warm und feucht. Den Schiffern, die ich bestellt hatte, mogte bange seyn, daß mir die Lust nach Mull zu

reisen bey einem Aufschub ganz vergehen könne. Sie versicherten, der Wind sey recht günstig und kein starker Regen zu befürchten. Ich schifte mich ein, von meinem Gastwirth, der mir zum Dolmetscher dienen sollte, begleitet. Das Fahrzeug war ein starkes, ganz unbedecktes Boot von zwey Segeln, rund umher mit Bänken besetzt, und von zwey Schiffern geführt.

Es ist sonderbar, wie bald man mit diesem fürchterlichen Elemente vertraut wird. Nie hätte ich geglaubt, daß ich Muth genug haben könnte, mich mit so unsichern Anstalten ins offene Meer zu wagen. Wirklich empfand ich nicht die geringste Aengstlichkeit bey dieser ziemlich gefährlich eingerichteten Seereise. Begreifen kann ich aber nicht, wie es zugehen mag, daß nicht häufiger Unglücksfälle geschehen, bey den vielen Schiffahrten, die nach den Hebriden und zwi-

schen ihnen vorgenommen werden. Es ist nicht einzusehen, wie solche kleine offene, schwach besetzte Fahrzeuge, bey starken Stürmen die See halten können. Man sollte vermuthen, daß sie, besonders in den Zeiten der Aequinoctial-Winde, welche an diesen klippenvollen Küsten sehr gefährlich sind, zu hunderten in jedem Jahre verunglücken müßten. Wenn ich meine Verwunderung darüber bezeigte, daß man in den öffentlichen Blättern weniger Anzeigen von gestrandeten und versunkenen Schiffen an der westlichen, als an der östlichen Küste von Schottland fände, so antwortete man mir: die Bergschotten, und vorzüglich die westlich wohnenden, verstünden die Schiffahrt besser, als die Einwohner der östlichen Küste. Auch wagten sie weniger, weil sie nicht so habsüchtig wären, und führen besonders mit Fremden nur bey sicherm Wetter aus. Ich

glaube wohl, daß etwas wahres an dieser Angabe ist, doch sind zu viele Fälle möglich, wo weder Geschicklichkeit noch Vorsicht die Schiffenden zu schützen und zu retten vermögen. Man fährt wohl bey günstigem oder schwachem Winde aus, aber wie oft ändert er sich plötzlich und wird zum heftigsten Sturm, der keine Rückkehr noch Landung erlaubt. Was vermögen zwey Ruder gegen die hoch sich thürmenden wüthenden Wellen? Und wie wird es vollends mit den unzähligen kleinen Fischerbooten, dergleichen mir viele begegnet sind, die von allen Inseln und Küsten zum Heringsfang ausziehn, und oft viele Wochen lang, sogar im spätesten Herbst, die See halten müssen?. Gewiß verunglückt eine große Anzahl dieser Hochländischen Boote; aber das sind nicht reich beladene Fahrzeuge, die mit Aufmerksamkeit und Begierde von Kaufleuten

und Stadt-Einwohnern erwartet werden. Die Menschen, die darauf zu Grunde gehen, sind arme unbemerkte Geschöpfe; ihr Unglück, der Verlust ihrer kleinen Boote, worin oft ihr ganzer Reichthum besteht, scheint zu unbedeutend für öffentliche Nachrichten; ihr Angstgeschrey verhallt zwischen den öden Klippen, und die Seufzer ihrer in Todeskampf ringenden Herzen werden nur vom ewigen Herrn der Welt gehört und gezählt. Nur von der verlassenen Gattin und den hülflosen Kindern wird, vielleicht nach langen vergeblichen Hoffen, ihr Tod beweint.

Gut war es für meine Heiterkeit und meinen Muth, daß diese melankolischen Vorstellungen, die mir, seit ich wieder hier bin, das Herz oft schwer machen, auf der Fahrt nach Mull gar nicht in meine Gedanken kamen. Ich war

vollkommen ruhig, und was mich noch mehr wundert, ich verspürte der unangenehmen Bewegung ungeachtet, die ein kleines Fahrzeug auf dem offenen Meer macht, nicht die mindeste Uebelkeit.

Ich bleibe dabey, es ist in dem Einfluß des Meeres auf die Nerven etwas ganz eigenes, etwas, wodurch sie zugleich gestärkt nnd abgespannt werden. Das Gefühl des Daseyns, von aller strebenden, zuckenden Unruhe befreyt, löst sich auf, in Bewunderung einer unendlichen Größe, in Ahndung einer unendlichen Ruhe. So habe ich, die wenigen Stunden ausgenommen, da ich auf meiner Hinreise nach Schottland seekrank war, mich auf dem Meere immer gefühlt.

Meine Fahrt nach Mull ging die erste Stunde gut von statten. Wir hatten einen ganz

gelinden Nord-Ost-Wind und konnten die Segel aufziehn.

In mannigfaltigen Beugungen wandten wir uns aus der schönen Bay von Oban. Dunolly zeigte sich in mahlerischen Ansichten, und an der neun Meilen langen Insel Lismore fuhr ich nahe genug vorbey, um mich über das schöne Grün ihrer Wiesen zu freuen. Mulls melankolisch feyerliche Bergküste, die schon in Oban nahe scheint, war uns immer zur linken. Wenn es nur darauf angekommen wäre, sie zu erreichen und zu landen, so wäre unsere Fahrt bald beendigt gewesen, oder vielmehr ganz anders eingerichtet worden. Wöchentlich zweymal geht eine Art von Post nach den Hebridischen Inseln. Bis Oban wird das Felleisen durch einen Postreiter gebracht. Von da geht ein Fußbothe erst mit einer Fähre nach der Insel

Kerrara — die Meeresenge hält kaum eine Meile — dann queer über die kleine Insel zum gegenseitigen Ufer, wo eine andere Fähre ihn bey leidlich gutem Winde in anderthalb Stunden nach Achnacreys, am südlichen Ende von Mull bringt, von wo er die Insel bis Tobermorey durchgeht. Da giebt er die Briefe in einem dazu bestimmten Hause ab, in dem sie liegen bleiben, bis sie von Fahrzeugen, die nach andern Hebriden gehen, mitgenommen werden. Bey schlechter Jahrszeit dauert es zuweilen lange bis sie zu ihrer Bestimmung gelangen.

Diese Art, mit Hülfe der zwey Fähren von Oban nach Mull zu reisen, ist wohlfeil und schnell, aber nur für sehr gute Fußgänger anwendbar. Die Wege auf der bergigten Insel Mull sind rauh uud vernachläßiget, wie es in

einer Gegend seyn muß, wo man nie mit Wagen fährt. Reitpferde sind für Reisende auch nicht zu haben. Unmöglich konnte ich auf diesem Wege die vier und zwanzig Meilen von Achnacregs nach Tobermorey (das einzige Dorf und leidliche Wirthshaus in der ganzen Insel) zurücklegen, so gerne ich auch den prächtigen Circus von Basaltmauern gesehen hätte, den Faujas mit so vielem Entzücken entdeckte, nachdem er zwey Tage in dem elenden Wirthshaus zu Achnacregs in Langeweile und ungeduldiger Erwartung des Windes zugebracht hatte. Die Schiffahrt blieb also für mich das einzig mögliche Mittel, nach Tobermorey zu gelangen, wo ich mit Macdonald zusammentreffen und mich vielleicht einige Tage aufhalten mußte.

Ich wußte, daß man bey gutem Winde in

sechs bis sieben Stunden von Oban nach Tobermorey schifft, und da wir beym Ausfahren einen gelinden Nord-Ost-Wind hatten, so sah ich die Reise nur für eine angenehme Spazierfahrt an, die mir interessante Gegenstände zeigen würde, da ich die Ufer von Mull und Morven, die nur ein vier bis sechs Meilen breiter Sund trennt, nicht aus den Augen verlieren konnte. Ich ward aber in meiner Erwartung betrogen.

Als wir etwa vier Meilen gemacht hatten, verlor sich der Wind gänzlich, dann lief er allmählig nach Westen um, so daß wir die Segel herunternehmen und rudern mußten. Ich mögte sagen, — so uneigentlich es auch ist, — wir krochen über die sanft gekräuselten, leise murmelnden Wellen hin, und kamen kaum aus der Stelle, so sauer es sich die zwey armen Schiffer

auch werden ließen. Auf diese Weise machten wir etwa vier Meilen in vier Stunden, und kamen zu dem grauen Gemäuer von Castle Douart, eine uralte, dem Stamm Maclean zugehörige Burg. Sie ist berüchtigt wegen der gräßlichen Fehde, die ein Maclean mit einem Macdonald von Sky, der seiner Schwester Mann war, ein halbes Jahrhundert hindurch, geführt hat. Dieser mörderische Stammkrieg ist von Gilpin, und neuerlich von Garnet ausführlich erzählt. Die Geschichte ist interessant, weil sie einen deutlichen Begrif giebt von dem Geiste jener wilden unruhigen Stämme (Clans), von ihrem Verhältniß zu ihren Häuptern (Chieftains), von der Eigenmacht und Unabhängigkeit der letztern, und von der Zuchtlosigkeit jener Zeiten. Einige tausende aus den Stämmen Macdonald und Maclean, wur-

den in dieser Fehde gemordet. Vergeblich suchte die Königliche Gewalt von Schottland sie aufzuheben, gab wiederholte Befehle zum Frieden, beschied beyde Führer nach Edinburg, und zog sie dort gefänglich ein auf der Festung. Beyde versprachen eidlich Frieden, und jeder ließ einen Sohn als Geissel zurück. Auch blieben sie einige Jahre ruhig. Aber der ungestüme Geist des Sir Lauchlan Maclean fand bald wieder Veranlassung zu neuem Zwist. Sein Gegner Angus Macdonald, der in Vergleichung mit ihm, immer eine Art von Großherzigkeit bewiesen hatte, war indeß zum Greise geworden. Da er sich nun aufs neue gereizt sah, übertrug er seinem ältesten Sohne James seinen Groll, seine Rachsucht und seine ganze Kriegsmacht. Wüthend begann aufs neue

die Fehde, und nur der Tod beyder Führer, im Jahre 1597, endigte sie.

Unter der schwarzen Schaar der Greuelthaten, die ich mich erinnere in der Geschichte dieser Fehde gelesen zu haben, waren mir besonders zwey merkwürdig, die einen fast romantisch tragischen Charakter haben. Angus Macdonald lange und fürchterlich gereizt, ja sogar einmal durch Verrätherey so weit gebracht, daß er, um nur selbst zu entkommen, seinen ältesten Sohn, damals noch ein Kind, als Geissel in Macleans Hände lassen mußte, beschloß den Untergang seines Feindes und scheute sich nicht mehr, die an ihn begangene Verrätherey durch eine noch grausamere zu rächen. Als einst sein verhaßter Schwager auf der Insel Isla gelandet war, wo er Besitzungen, aber keine Wohnung, Macdonald hingegen ein

gutes Schloß hatte, ließ dieser den Maclean einladen, seine Wohnung bey ihm zu nehmen. Maclean mißtraute zwar dem Vorschlage; da er aber über hundert Menschen in seinem Gefolge hatte, und überdies seinen Neveu, den jungen Macdonald, den er nicht von seiner Seite ließ, für eine sichere Schutzwehr halten durfte; so ließ er sich endlich bereden und kam. Es ist ein höchst seltsamer Zug in der Geschichte des menschlichen Geistes, daß eine solche Einladung und die Zuversicht sie anzunehmen, unter solchen Umständen, möglich seyn konnte. Genug Maclean kam, ward mit aller Pracht, die damals statt haben konnte, empfangen, und mit vollen Flaschen bewirthet. Angus gab sich das Ansehn mit zu zechen, blieb aber nüchtern, veranstaltete heimlich das Zusammentreffen so vieler von seinen Freunden und Stamm-Vasal-

len, als er habhaft werden konnte, verbarg sie sorgfältig, und nach Mitternacht, als die wohlbezechten Gäste schliefen, ließ er das Haus umgeben, gieng vor Macleans Zimmer, und forderte unter einem höflichen Vorwand, eingelassen zu werden. Maclean, der seine Gefahr zu ahnden anfieng, öffnete die Thür, hielt aber den jungen Macdonald vor sich in seinen Armen. Der Knabe, der den Vater mit drohendem Blicke und entblößtem Schwerdte hereintreten sah, weinte und bat auf das rührendste um Gnade für den Oheim. Es wäre ein leichtes gewesen, den Knaben aus den unbewaffneten Armen, die ihn hielten, loszureissen. Aber das Vaterherz konnte dem Anblick der jammernden flehenden Unschuld nicht widerstehen. Macdonald schenkte seinem schon dem Tode gewidmeten Gegner das Leben.

Nicht so gut ergiengs Macleans Begleitern. Diese wurden aufgefordert, sich zu ergeben, und da sie das ausschlugen uud nicht aus dem Hause herauskommen wollten, worin man sie einquartirt hatte, so ward es in Brand gesteckt, und sie alle wurden ein Raub der Flamme, um die vielen Macdonalds zu rächen, die einige Jahre vorher in Castle Douart ermordet worden.

Der junge Macdonald, der seinem Oheim das Leben rettete, war der nämliche James, der späterhin wüthend gegen ihn focht, und mit ihm zugleich in einer Schlacht fiel.

Als Gegenstück erzähle ich noch folgende Geschichte. Ein gewisser Macean, zum Stamme Donald gehörend, hatte sich schon einige Jahre um Lauchlan Macleans verwittwete Mutter beworben, war von ihr be-

günstigt, von dem Sohne hingegen zurückgewiesen worden. Es war ein Vorrecht der Stammhäupter, ihren Müttern ganz nach eigener Willkühr, eine zweite Heirath zu bewilligen oder zu untersagen. Endlich kam Maclean auf dem Gedanken, er könne diesen Macean, wenn er sein Stiefvater würde, als ein Werkzeug der Rache gegen Macdonald brauchen. Er nöthigte ihn also nach Castle Douart, ließ die Ehe schnell vollziehen und machte gleich Vorschläge zu einer Verschwörung gegen Macdonald, die unwillig zurückgewiesen wurden. Hierüber ward Maclean so ergrimmt, daß er bey Nacht in das Zimmer der Neuvermählten einbrach, den Mann von der Seite der Gattin wegriß, und fühllos gegen die Thränen und Bitten dieser seiner unglücklichen Mutter, ihn ins Gefängniß warf, und achtzehn seiner

Begleiter, die ihn vertheidigen wollten, umbrin-
gen ließ.

Ein ganzes Jahr hielt er seinen Stiefvater
gefangen, und wechselte ihn endlich gegen seinen
eigenen Sohn aus, der in Macdonalds
Hände gefallen war.

So barbarisch das Land und das Zeitalter
war, so erfüllte doch diese Handlung das ganze
Volk mit Abscheu, und Maceans Hochzeit
war lange als Sprichwort gebräuchlich, wenn
man etwas recht abscheuliches und unnatürliches
bezeichnen wollte.

Man begreift kaum, wie unter solchen Um-
ständen solche Thaten möglich seyn konnten; in
Europa, im sechszehnten Jahrhundert, in der
Nähe einer schon auf der Höhe der Cultur ste-
henden Nation, wie die Englische unter Elisa-
beth war; in einem Lande, das selbst einen

rechtmäßigen erblichen König hatte, dem diese Stämme und ihre Häupter, doch wenigstens als Lehns-Vasallen, Gehorsam schuldig waren.

Die Tradition erzählt, daß Maclean vor der letzten Unternehmung gegen seinen Feind eine wissende Frau (weird Sister wie die Hexen auch im Hamlet heissen) — zu Rathe zog, und von ihr gewarnt ward vor drey verschiedenen Dingen, die unfehlbar seinen Tod nach sich ziehen würden. Schicksal, Zufall und Vergessenheit vereitelten die Warnung. Die fatalen Umstände ereigneten sich alle drey. Noch am Morgen seiner letzten Schlacht trank er in der Zerstreuung der Eile aus einer Quelle, die ihm verboten war und — fiel. Ich führe diese Sage an, theils weil aus einer solchen Finsterniß des Aberglaubens die gräßliche Roheit der Sitten einigermaßen zu erklären ist; theils weil

sie einen Beytrag giebt zu der Vermuthung, daß Shakespear, da er in Schottland war, den Glauben an Hexen als Volkswahn vorgefunden, und ohne gegen die poetische Wahrheit zu fehlen, in seinen Macbeth benutzen konnte.

Sie können sich vorstellen, daß ich ängstliche verdrießliche Blicke auf Castle Douart warf, da mir alle die häßlichen Geschichten im Sinne lagen, die größtentheils da vorgegangen waren. Die alte Felsenburg mag jetzt noch wenig Aehnlichkeit haben mit dem, was sie zu den Zeiten des wilden Macleans gewesen. Man hat sie, wie es scheint, in neuern Zeiten ausgebessert, um eine kleine Besatzung da zu unterhalten, die auf dem Schleichhandel achten soll. Aber häßlich und grausig genug ist noch immer das Felsennest. Man sieht es sehr lange, indem es auf einer steilen Klippe steht, die weit ins Meer her-

vorragt und woran sich schäumende heulende Wellen brechen. Rund umher ist alles öde und kahl, kein Baum, kein Strauch, kein grünes Plätzchen zu sehen, nur Steine und Schlacken, Moos und fahlgelbes Seekraut.

Ich hatte Zeit, über die finstern Bilder zu brüten, welche dieses fatale Schloß, das mir im langsamen Vorbeyrudern ein Paar Stunden vorschwebte, in mir aufrief. Endlich wandten wir uns ein wenig um eine Ufer-Spitze, und Castle Douart verschwand. Ich war dessen recht froh, und noch froher, als mein Begleiter meine schauerliche Träumerey unterbrach, um mir anzukündigen, unsere Schiffer wären so ermüdet, daß sie kaum noch fortrudern könnten, der wenige Wind sey uns mehr entgegen als behülflich; kurz es sey rathsam, auf einige Zeit ans Land zu steigen, damit unsere Leute sich erholen und

wir alle eine Mittagsmahlzeit halten könnten. Bey diesem Vorschlag blickte ich neugierig umher, in der Hoffnung, eine Herberge zu entdecken, aber da war weit und breit nichts zu sehen, nichts als der neblichte Himmel und eine wild zerbröckelte Felsen-Küste, bewachsen mit grauem Moos und gelbgrünem Seekraut. Doch gab ich getrost meinem Begleiter die Hand, um aus dem Schiff zu steigen, als wir in einer kleinen Bucht einliefen und an eine Felsen-Platte anlegten. Ich suchte unter den rauhen Steinhaufen mir einen, der etwas bemooßt war, zum sitzen aus. Die Schiffer legten den Mundvorrath zu meinen Füßen. Ich vertheilte ihn und hielt eine Mahlzeit, die mir weit besser schmeckte, als irgend eine, die ich je in prunkvollen, kerzenhellen Sälen einnahm.

O! des Zaubers romantischer Gefühle!

Wer beschreibt, wer ergründet ihn? und wehe dem, der das könnte und wollte! Verloren wäre für ihn das warme freie Leben der Seele, der hohe nie versiegende Genuß mitten unter Schrecknissen, Gefahren und Entbehrungen; verloren der entzückende Taumel, der alle Zeitrechnung, alle Persönlichkeit, alles kleine ängstliche Sorgen aufhebt, und in welchen man sich von den schönsten Bildern der Vergangenheit und Zukunft umtanzt sieht, so frey, so leicht, als wäre der Geist ihr Schöpfer und Gebieter, als gäbe ihm die große Selbstherrscherin Natur das Maaß ihrer eigenen Kräfte zur Richtschnur seines Wollens und Wirkens.

Nein, ergründen sollen wir ihn nicht diesen mächtigen geheimnißvollen Einfluß gewisser Gegenstände auf unser Gemüth. Es ist der eigene Hauch des Ewigen, der mit dieser belebenden

Kraft, aus leblosen oft scheinbar zertrümmerten, chaotischen Scenen, uns ein wahres, ein geistiges Leben zuweht. Es ist der Ruf der Gottheit an uns: „fühlt euch frey, unendlich unsterb„lich; traut euch zu, groß handeln zu können, „da ihr Größe erkennen, bewundern und lieben „könnt!"

Von jeher ist romantische Begeisterung eins der wirksamsten Agenten in der moralischen Welt gewesen. Sie ists, die große und seltene Menschen aller Art gebildet hat. Auf Gipfeln der höchsten Gebirge, in Felsenklüften, zwischen chaotischen Massen, wo Zeit und Zerstörung gewüthet haben, am Rande der Abgründe, worin sich donnernde Gewässer stürzen, am Ufer des Sturm empörten Oceans; da wohnt dieser hohe Genius, da ergrif er manches edle Herz und entriß es dem flach betrete-

nen Pfade der Alltäglichkeit. Er ists, der Seher aufrief und Propheten, daß sie mit dem Donner des Gesetzes ein versunkenes Volk erwecken, mit dem Feuerstrome ihrer Rede es belehren und beherrschen konnten. Er war es, der aus dem schauerlichen Dunkel der Wälder und Höhlen, die ein einsamer Jüngling besuchte, Traumgestalten hervorrief, Bilder von Größe, Tugend und Thatkraft. Sie ergriffen die Seele des Jünglings, und aus dem stillen Träumer ward ein Held, ein Retter des Vaterlandes, ein Gesetzgeber der Welt. Und wenn auch nur Sänger so gebildet wurden, wenn dieser gewaltige Zauber nur zuweilen eine hohe Seele aufgerufen und eingeweihet hätte, daß sie in reinen himmlischen Tönen auf alle Geschlechter, alle Jahrhunderte die Bilder, die Gefühle, die Hoffnungen hinüber trüge, die der Dichter in ro-

mantischer Einsamkeit gesammelt hat, wäre dieses nicht schon hohe Wohlthat für die Menschheit und unseres ganzen Dankes werth?

Warum denn wird der Zauber romantischer Gefühle nicht besser benutzt? Warum wird er verdächtig gemacht? verspottet durch manchen, dessen jugendliches Herz ihn auch einmal kannte, aber hingab für die abgemessenen Formen, Zwecke und Genüße des Weltlebens? Ein Feind der Tugend ist dieser Zauber nicht, wenn er die edlern Kräfte nicht im müssigen Anschaun erschlafft, sondern sie spannt und zur Thätigkeit weckt. Dem Egoismus kann er freilich Nahrung geben, weil er den Menschen leicht zu viel Gefühl seiner Selbst, zu viel Unabhängigkeit giebt, und ihn vom großen Haufen absondert. Aber macht die schlaffe Abspannung sinnlicher Freuden, und das weltkluge Streben der Alltäglich-

keit nicht auch egoistisch? Und das auf eine Weise, die viel nachtheiliger, erschlaffender, folglich unabhelfbarer ist. Ist nicht jede seltene heroische Tugend romantisch? Entsteht sie nicht aus den schönen Träumen eines Gemüths, dem das gewöhnliche nicht genügt, und aus Idealen, die dem alltäglichen Schlendrian in der sittlichen Welt eben so wenig gleichen, als die Riesengestalten und erhabenen Schönheiten einer romantischen Gegend, den gewöhnlichen Wohnplätzen des bürgerlichen Lebens ähnlich sind?

Freilich giebt es auch in der wirklichen Welt Quellen der heroischen Begeisterung, und electrische Funkenzieher, die ein schönes Herz mit unbekannten Kräften und mit einer weit umher leuchtenden Glut, anzufüllen vermögen. Es vermags die Geschichte, wenn sie uns vollendete Menschen, die einst lebten, edle Thaten, die sie

vollführten, oder auch nur entwarfen und beschlossen, im reinen Glanz schmuckloser Wahrheit vorüberführt. Und ist das Erglühen der Phantasie beym Anschauen solcher ehrwürdigen Gestalten; ist das unruhige Aufstreben aller Kräfte und Triebe in edler Nacheiferung; ist der wonnevolle Rausch, der den Druck der äußern Umstände übersieht und die Fesseln, die Zeitalter, Gesellschaft und Meinung auflegen, zerreissen zu können wähnt; ist das nicht alles romantisch?

Ich wünschte eine bestimmte Herleitung und Deutung dieses Worts irgendwo zu finden. Unsere westlichen Nachbarn, denen am strengen und genau philosophischen Gebrauch der Worte immer weniger lag, als an der witzigen und frappirenden Anwendung derselben, haben schon manchen Ausdruck, den sie hätten heilig halten

sollen, zur Contrebande gemacht. Zum Beyspiel, die Worte gut, ehrlich, empfindsam, galant, werden schon lange von der besten Gesellschaft in Frankreich mit einem Nebensinn gebraucht, der sie ihrer eigentlichen Bedeutung ganz entgegen, zum Ausdruck von Spott und Verachtung gebrauchen läßt. Ja sogar die zwey canonischen Worte der Menschheit, Geist und Liebe (esprit, amour) haben eine schielende unbestimmte Bedeutung bekommen, die unsere kraft- und wahrheitvollere Sprache in Verlegenheit setzt, wenn sie solche mit genauer Bezeichnung ihrer Schattirungen, übersetzen soll. Welcher Deutsche, der beyde Sprachen genau kennt, wird glauben, für den grosen und richtigen Verstand eines Menschen ein gerechtes Zeugniß abzulegen, wenn er von ihm sagt, er habe: beaucoup d'esprit? Welche zartfühlende Seele

wird es ertragen, reine Seelenliebe, erhabene Gottes- und Menschenliebe, Liebe zur Kunst, zu allem Großen, Schönen und Guten, mit dem fatal gewordenen Wort amour ausgedrückt zu sehn? So haben auch die Franzosen mit dem Worte Roman einen Unfug getrieben, der es bey ihnen und bey uns, ihre ewigen Nachahmer, bis zur Geringschätzung und Lächerlichkeit herabgewürdiget hat. Unmöglich kann es ursprünglich so gebraucht worden seyn, wie jetzt. Wenn es den zwecklosen Gespinnsten einer üppigen, kindischen, regellosen Phantasie, oder, was jetzt zum öftern der Fall ist, einer ärmlichen Fabrikwaare, wäre beygelegt worden —; jenem Marionettenspiele mit den wenigen Leidenschaften und Affecten, die sich zu modernen Romanen gebrauchen lassen, wo immer die nämlichen Puppen, nur in verschiedene bunte Röckchen ausstaf-

sirt, oder gar von bleichen grausigen Geistern und Todten-Gerippen begleitet, am dicken sichtbaren Faden hin und her gezerrt werden, bis der Thränen des Mordens und Heirathens genug ist; wenn diese Aftergeburt des Müssiggangs, der Weichlichkeit und Verkünstelung von Alters her das Wesen des Romans ausgemacht hätte —; so zweifle ich, ob er sich bis zu uns erhalten und so viele Menschen aus ganz verschiedenen Zeitaltern und Ländern interessirt haben würde.

Ich denke mir das ganz anders. Ein edles Volk — etwa die Mauren — einst thatenvoll und mächtig, dann unterdrückt von Schicksal und Uebergewalt, lebt in einer Gegend, wo ein schöner Himmel, lieblich kühlende aromatische Lüfte, die Sinne in glücklicher Spannung erhalten und durch die stets rege Kraft jugendlicher

Phantasie, dem unwürdigen Druck der Verhältnisse entgegenstreben. Rund um sich her erblickt es Gegenstände der Schwermuth und Begeisterung. Die Felsen, die Eichen stehen noch, die einst Zeuge waren von ihrer Väter Heldenkraft, und auf den Gipfeln dieser Felsen, unter den Schatten dieser Bäume, stehen die Trümmer der heiligen Vergangenheit. Dort eine Säule mit halberloschener Schrift! Hier ein Grabmahl mit Waffen und Siegeszeichen. „Welches Blut ward hier vergossen? Welche Thränen flossen hier? Woher der Schauer, der die verehrte Stelle umweht?" So wird die Kunde der Vorzeit zum ersten Gegenstand der jugendlichen Neugierde, der männlichen Nacheiferung, der allgemeinen Theilnahme.

Ein solches Volk wird viel erzählen. Begeistert von der nähern Sonne, von der wunder-

reichen Natur um sich her, vom Zauber der Erinnerung, von der Glut unterdrückter Ehrsucht, wird die Erzählung zur Poesie. Es wird die merkwürdigsten, doch schon halb verloschenen Züge aus seiner Geschichte sammeln; Beyspiele von schwerer Aufopferung, von unglaublich scheinender Großmuth, von zarter unglücklicher Liebe. Es wird diese Bilder, diese Züge und Vorfälle genau verweben mit den Naturscenen, die es kennt, und mit einem so hinreissenden Zauber schmücken, beleben, vergegenwärtigen, daß auch benachbarte Völker sich diese Blüthen zum süßen Genuß und zur Nachahmung zueignen werden. So wird allmählig aus der Fülle der Bilder und Ideen, aus den natürlichen Gesetzen des Wohllauts, eine schönere Sprache hervorgehen, und sich verbreiten durch den Mund der Dichter, Barden, Minnesänger, Trouba-

dours. — Gleich viel wie sie heißen die geweihten Organe der Menschen-Harmonie!

Heißt die Sprache etwa lingua vulgaris? oder, welches dasselbe sagt lingua romana? Roman, Romance, romantisch werden, gangbare Worte, für alles, was den Character trägt dieser halb heroischen, halb idyllenartigen, aus Erfindung und Wahrheit, aus idealischer und natürlicher Schönheit zusammengesetzten Poesie.

Wenn ich in der herleitenden Deutung des Worts Roman nicht irre, so ists begreiflich, wie bey dem allmähligen Verschwinden des Helden- und Ritter-Geistes, und der Schwärmerey für Liebe und Ehre; bey der zunehmenden Verkünstelung des gesellschaftlichen Lebens und bey der hellern Ausbreitung philosophischer Begriffe, der Roman hat ausarten, und zu einem Kunstproduct ganz anderer Art werden müßen.

Zwar haben große Geister sein gänzliches Versinken verhütet, und reizende Gebilde des Verstandes, der dichtenden Phantasie und sittlichen Cultur aus seinen Trümmern aufgerufen. Clarissa, Rousseaus Heloise, Tom Jones, Werther, Agathon, Hesperus sind Meisterwerke in ihrer Art, die uns unschätzbar seyn müssen, weil sie das heilige Feuer der sittlich dichterischen Begeisterung, das in der bürgerlichen Welt leicht durch unedle Zwecke und Triebe erstickt wird, in mancher jungen Seele entzünden und unterhalten. Da sie aber Sitten eines Zeitalters mahlen mußten, das nicht romantisch ist; da sie mehr von den angenommenen, bedingten Regeln des Sittlichen and Schönen, als von einer freien Phantasie Gesetze annehmen durften, so sind sie nicht eigentlich romantisch, wenn sie auch gleich der nämliche Genius beseelt, der

aus den Maurischen und Arabischen Dichtungen, aus dem Ariost und Tasso spricht. Aber die Meisterwerke neuer Zeiten wären nicht entstanden, hätten ihre Schöpfer nicht auch gelebt und geschwelgt in dem Zauber romantischer Gefühle. — Diese werden nie vergehen! Nie aus der Natur, die zugleich ihre Quelle, ihre Wiege und ihr Tempel ist, verschwinden, welche Umbildungen auch der fortrauschende Strom der Zeit in Sitten, Ton und Geschmack der Gesellschaft hervorbringen mag. Die Gegenden, wo ihr Zauber lebt und wirkt, die einmal aufgestellten Bilder menschlicher Schönheit und Größe, ihr productiver Einfluß auf einige der Begeisterung fähige Seelen; — sie sind, sagt Göthens Tasso,

„Sie sind ewig, weil sie sind."

Wenn wir nun den Unterschied betrachten zwischen der Gemüthsstimmung und Lebensweise

eines Volks, wie ich es oben voraussetzte, und den Charakter der gesellschaftlichen Cultur, ihrer Bedürfnisse und Zwecke in dem Zeitalter, in welchem wir leben; können wir uns denn wundern, daß jede Tendenz zum Heroischen, zum idealisch Schönen, selbstständig Freien, nicht allein als werthlos betrachtet, sondern auch angefeindet wird? Auf dem halben Wege zur sittlichen und philosophischen Ausbildung — und wir können uns nicht verhehlen, daß dieses unsere Stellung ist — liegt die größte Gefahr zum Platten und Gemeinen, zur Vereitelung und Zagherzigkeit verleitet zu werden. Alle Formen sind abgemessen, alle Straßen und Pfade eingezäunt, und in mancherley Richtung zu irgend einem, der Gesellschaft wirklich oder scheinbar nützlichen Zweck, angewiesen. Es bewacht jeder den Gang seines Nachbars ängstlicher

noch, als seinen eigenen, und tritt, aus Furcht beobachtet zu werden, nicht aus dem oft schmuzigen Gleise auf einem bessern Pfad. Dazu kömmt der leidige Mißbrauch, den Nachäffung, Uebertreibung, Unwahrheit aller Art mit jedem Flügelschwung des ächten Genies treibt; ein Mißbrauch, welcher der Gesellschaft wirklich lästig und nachtheilig ist. Sie die Gesellschaft, als Masse betrachtet, ist zu unbehülflich, zu einseitig, um untersuchen und prüfen zu können, um das Wahre vom Falschen zu unterscheiden. Sie steht gleich einer Phalanx, mit ihrer mächtigen Waffe, die Meinung gerüstet, gegen alles auf, was sie nicht nutzen, noch verstehen kann. Es wäre vergeblich, ihr zuzurufen: „Seyd billig, seyd weise, zerstört nicht durch Verfolgung und Spott das Geschenk eines belebenden, bildenden Geistes. Wollt ihr denn nur nährende

Knollgewächse kalben? Nichts zur Veredlung und Zierde? Woher, wenn ihr den Keim erhabener Thaten großmüthiger feiner Gefühle erstickt, woher sollen sie empor treiben die edlern Gewächse der sittlichen Welt, die Palmen, die Cedern, wodurch der schwere trübe Dunstkreis der Erde, mit dem leichten reinen Aether einer bessern Welt in Verbindung erhalten wird. ——

Freylich muß es vorhanden seyn auf unserer Erde das Gemeine, sinnlich Beschränkte, augenscheinlich Nutzbare; in hundertfach größerm Maaße muß es vorhanden seyn, als das Ungemeine, das zum Unendlichen aufstrebt. Wer wird das bezweiflen? Auch kann jenes nicht durch dieses verdrängt werden. Dafür haben Natur und Bedürfniß gesorgt. Aber die zarte Pflanze aus einem Geister-Eden, wunderbar und sparsam hierher versetzt, warum wollt ihr

durch Mißverständniß, Hohn und Verläumdung ihren Lebenskeim zernagen? Schont ihrer, wenn sie gleich wild, üppig, unnütz zu seyn euch dünkt, und mit dem, was ihr thut und treibt, einen Abstand macht.

Umsonst ist der Zuruf! umsonst! So viel tausend Herzen, auch gute redliche Herzen, schlagen mögen in der Masse, die wir Gesellschaft nennen, sie selbst hat kein Herz. Sie hat nur kleinlich messende Augen, und ängstlich strebende Hände. Wer nicht mit ihr ist, ist wider sie.

Wo ist denn Rath und Zuflucht für euch, die ein höherer ewiger Ruf von ihr absondert? Wo? — In euch selbst, in der Kraft eurer Herzen.

Prüfet euch selbst. Viele sind berufen, wenige sind auserwählt. Leicht kann die Phantasie uns täuschen. In ihrer ersten jugendlichen Reg-

samkeit und Fülle macht sie jedes unverdorbene Gemüth empfänglich für Eindrücke hoher ungewöhnlicher Schönheit, in der Natur und in der moralischen Welt. Doch sind sie selten ausdauernd und ächter Art. Oefters löschen die bunten schimmernden Gestalten des Weltlebens, jene ersten noch halb sinnlichen Eindrücke aus; die knisternde Flamme eines kindischen Enthusiasmus verfliegt, und mancher, der als Jüngling von dem Glanz einer überirdischen Sonne bestrahlt schien, und beflügelt, sich zu ihr hinauf zu schwingen, watet emsig, oder doch ganz gemächlich bis zum spätesten Lebensalter, im Schlamme der Weltverhältnisse, der Mode, der Verdorbenheit.

Wenn euch aber ein ächter Stempel prägte zu Zöglingen der Schönheit und Freiheit; wenn ihr, euch selbst unbewußt, euch immer schöner

entfaltet in ihrem Licht; immer fester ansiedelt in ihrem Reich, und nicht ablassen könnt von ihrem Dienst, was es auch koste; wenn euer Auge immer heller und lauterer wird, die Spuren der ewig bildenden, ewig erhaltenden Liebe zu sehen; wenn ihr zwischen Trümmern und Klüften und donnerndem Gewässer den Tempel der Religion und die Geburtstätte der Tugend findet; wenn die Erzählung edler Thaten, die den Menschen um euch her unglaublich oder wahnsinnig scheinen, euch mit Entzücken erfüllen; wenn ihr im klopfenden Herzen das heilige E was ahndet, wodurch jene Thaten entstanden, und Brüderarme ausstrecken mögtet zu den Edlen, denen ihr gleich zu werden euch sehnt; wenn ihr in der Welt, die eure schöne Phantasie euch schaft, keine Einsamkeit, keine Leere findet, und alles entbehren könnt, wonach

die Menschen so ängstlich streben — o so seyd zufrieden mit eurem Loose, und beklagt euch nicht, wenn ihr da als Fremdlinge behandelt, ja sogar angefeindet werdet, wo ihr auch wirklich nicht Mitbürger seyd, noch seyn wollt! Aber unterscheidet immer klar und scharf, die großen Bande der menschlichen Gesellschaft, von den kleinlichen Verhältnissen der bürgerlichen Uebereinkunft. Keine Eigenthümlichkeit der Sinnesart, keine Uebermacht des Genies, kann euch der Pflichten überheben, welche ihr der ersten schuldig seyd; aber von den willkührlichen Fesseln der zweyten macht euch frey. Lehnt sie sanft von euch ab, ruhig, bescheiden, ohne Uebermuth und Praleren. Freyheit ist nicht Empörung. Die nehmliche Kraft, die euch Freyheit giebt, muß euch auch bewahren, vor den Fehlern der Schwäche, vor Eitelkeit, Egoismus, Herrschsucht, kränklich reitzbare Eigenliebe und verkehr-

ten Stolz. Stört keines Menschen Gang; wenn euch ein hellerer Lichtstrahl zu Theil ward, so beleuchtet den Abgrund, dem sich euer Bruder naht, und die richtige Straße die er verfehlt. Und wandelt sie vor ihm hin mit festen, ruhigem Schritt, unbekümmert ob euch die Menge tadelnd oder Beyfall gebend nachblickt. Prahlt nicht mit den Höhen, die ihr ersteigt, mit den Ansichten, die sich euch darbieten, mit dem Genuß, den sie euch gewähren. Vor allen, allen, haltet an Wahrheit. Unwahrheit, so künstlich sie sich mit dem Schein des Schönen und Guten überglänzt, so fein sie andere und euch selbst zu täuschen vermag, raubt euch die Consequenz, die Energie, die euch allein über die gemeine Erdenbahn erheben, und vor dem Sinken bewahren kann; raubt euch den Schild, der gegen Tadel, Hohn und Verfolgung euch allein zu sichern

vermag. Wenn ihr ewige Schönheit und ernste Weisheit zu den Schutzgöttinnen eures Lebens wählt, so wird freylich der große Haufen euch meiden; wenn ihr Thorheiten, Laster und Irrthümer des Zeitalters bekämpft, so wird es euch anfeinden: aber spotten, euch laut verhöhnen wird die Welt nur dann, wenn ihr Bauerdirnen für Musen und Grazien ausgebt, und euch des Kampfs mit — Windmühlen rühmt.

Doch verbietet euch auch das schüchterne Schweigen einer reizbaren Eigenliebe, die sich selbst zu sehr schont um aufzutreten für Schönheit und Wahrheit. Verbietet euch den selbstsüchtigen Geiz, der nur allein für sich sammelt, oder doch nur in Hoffnung auf irgend einen Lohn für andre arbeitet. Wählt und sichtet in der großen, freyen Welt des sittlich Schönen, die heilsamsten Pflanzen, und eure Hand streue fest und sicher den ge-

flügelten Saamen aus. Der ewige Gärtner belebt ihn mit dem Hauch seiner Liebe, und trägt ihn durch Jahre, durch Jahrhunderte hin, zum Zeitpunkt der Reife. —

Nicht während meiner romantischen Mahlzeit auf den Felsklippen von Mull, war ich mir der ganzen Gedankenfolge bewußt, die ich hier aufgestellt habe. Sie stieg erst hell und zusammenhängend in mir auf, als ich das Bild jener Stunden ausmahlen und aufbewahren wollte. Manche schöne Erinnerung aus frühern Tagen, schließt sich an dieses Bild; manches dankbare Bewußtseyn der Ausbildung, die mein geistiges Wesen auf ähnliche Weise aus der Hand der großen Natur erhielt. Doch mußte sich auch dabey manches Widrige, Schmerzhafte meinem Gedächtniß aufdringen. Ich brauche nicht weit in die Vergangenheit zurückzugehen um Bestäti-

gungen und Beyspiele zu finden, von dem fatalen Antagonism, der zwischen Menschen, wie sie der alltägliche Gesellschaftskreis erzieht und regiert, und den Zöglingen der Begeisterung rege und wirksam ist. Ein solches Beyspiel liegt mir sehr nahe. Kann es Menschen geben, die es nicht begreifen, wenn irgend ein anderer das lebhafte Bedürfniß empfindet, sich eine höhere Ausbildung zu verschaffen, als die ist, welche der enge Kreis seines Wohnorts und dessen Versammlungen an Spiel- und Theetischen ihm zu geben vermag? Der zu seinem geistigen Daseyn einen stets erweiterten, erneuerten Vorrath von Ideen und Kenntnissen eben so nothwendig bedarf, als der Nahrung für seinen Körper? Der ohne Nachtheil und Schaden anderer dieses Bedürfniß und die Liebhaberey für seltene große Naturscenen, durch Reisen zu befriedigen sucht?

Wodurch verdient ein solcher Mensch, daß alle die kleinen erbärmlichen Waffen der Klatscherey und Anecdotensucht gegen ihn aufgestellt werden; gegen ihn, den grade die verschiedene Richtung seiner Seele unfähig macht, sich ähnlicher Waffen zur Gegenwehr zu bedienen? Sind denn solche Triebe und Zwecke einzelner Menschen, wenn sie auch romantisch sind und romanhaft scheinen, der Gesellschaft wirklich nachtheilig? Verdankt sie ihnen nicht vielmehr manche ihrer wichtigsten Entdeckungen und schönsten Genüsse?

Ihr Glücklichen, die vom Schicksal und Genie begünstigt, die schöne Leidenschaft der Wißbegierde befriedigen und zugleich große Zwecke erfüllen könnet; mein edler Landsmann Alexander Humbold! dem mein Geist oft nachschwebt zu den ungeheuern Flüssen und Wüsten,

zu den noch nie durchdrungenen Wäldern von Amerika! O belehrt die Welt die Begeisterung zu ehren, deren große Resultate sie benutzt; doch lehrt sie auch den Trieb nach Erkenntniß, das Streben nach Erweiterung der Geistesbahn immer zu dulden und zu schonen, selbst da, wo sie nur das Streben und nicht den Erfolg sieht; wo keine große wichtige Wahrheiten, so wie Eure Hand sie aussäet, sondern nur einzelne zarte Blümchen des sittlich Guten hervorsprießen aus dem Saamen, der auf fremden Gefilden gesammelt ward.

Verbreitet dann auch die große Lehre von der Nothwendigkeit, vom Nutzen des Widerstandes in der moralischen Welt! Wer ihn scheut, verkennt einen der größten Agenten des Menschenbildenden Genius. Er ist nicht, wie wir in bangen Stunden der Muthlosigkeit wähnen, eine

Fessel des Geistes, eine Folge der Anarchie und Regellosigkeit im Reiche der Sitten; er ist vielmehr der mächtigste Hebel alles Guten und Großen, was der Mensch verrichten kann; er ist der Schöpfer aller Energie.

Von dieser Wahrheit überzeugt, habe ich hier meinem Ideengang freyen Lauf gelassen. So wie ein harmonischer Laut dem schon halb muthlosen, erschöpften Wanderer zuweilen aus der Ferne zutönt, ihn aufrichtet und zur Gegend seiner Bestimmung hinzieht, so berühren vielleicht meine Worte zur guten Stunde, irgend eine schöne Seele, die von der spottenden Menge geschreckt, auf ihrem Wege still steht und schwankt.



Und nun ist es wohl Zeit, mich und die Leser wieder einzuschiffen, obgleich mich ein wenig graut vor der Erinnerung an jene Nebelscene die mich bald, nachdem ich Mull verlassen hatte, umgab. Scene sage ich? Sehr uneigentlich. Die setzt Bewegung zum voraus, und handelnde, wenigstens sichere Gegenstände. Und um mich her war nichts dergleichen. Ossians Geister selbst, können nicht in form- und körperlosen Räumen geschwebt haben, als ich dem Anschein nach that.

Bey der stets anhaltenden Windstille, stießen wir vom Ufer ab, und nachdem wir einige Zeit sehr langsam fortgerudert hatten, ward der Nebel so dick und so grau, daß wir von den beyden Küsten zwischen denen wir uns befanden, und überhaupt von keinem Gegenstande, ausser dem Schiffe und uns, das Geringste unterschei-

den konnten. Ein solcher Zustand der nichts weniger als erfreulich ist, sollte uns aufmerksam machen und dankbar gegen die gütige Veranstaltung der Natur uns für Einförmigkeit zu schüzzen, indem sie uns mit stets regen, wechselnden Gestalten umgiebt. Wohl dem, der bey solchen Gelegenheiten, seiner Phantasie etwas bieten kann! — Wäre es noch solch ein Nebel gewesen, als der welchen ein gewisser kleiner Tausendkünstler,

„Wie ein grau grundirtes Tuch gespannt,"
um mit seinen rosigten Fingerchen, ein allerliebstes figurirtes Landschaftsstück, zur Gemüthsergötzung seines und unsers Lieblingsdichters, darzu mahlen! *) — Doch Amor läßt es wohl

*) Amor ein Landschaftsmahler. Göthens Schrift. 8. Th.

bleiben, sogleich bey der Hand zu seyn, und den dicken Seedunst des Atlantischen Meers, zur Grundlage seiner reizenden Bilderchen zu machen. Ach nein, der Nebel ließ sich anstarren und blieb wie er war. Nun giebt es aber eine Schutzgöttin oder Fee, deren Handwerk es eigentlich ist, den Nebel zu zerstreuen und die uns Nordländern, wenn wirs nicht gar zu schlimm mit ihr machen, so leicht nicht in Stich läßt. Ich meyne die Philosophie, und ich denke sie war hier recht auf ihrer Stelle. Gewiß war dies noch bey weitem nicht der schlimmste und dickste Nebel, den sie durcharbeiten sollte. Auch konnte sie mir in der gegenwärtigen Lage, zu einem Begriff verhelfen, mit dem es mir bislang gar nicht hatte glücken wollen. Nehmlich den erhabenen Begriff des — Nichts. Leer, dumpf, negativ genug war mir nun wohl zu

Muthe. Aber daß es recht zur deutlichen Vorstellung, von dem was nicht ist, gekommen wäre, kann ich mich nicht rühmen.

Meine Fee nahm eine andere Wendung. Sie begann ihre Operationen von Castel Douart aus; führte mich durch ganze Reihen von Geschlechter und Zeitalter; zeigte mir manche feine und grobe Fäden, an welchen die wunderbare Entwickelung und Ausbildung des Menschengeistes sich fortgesponnen hatte. Sie hieß mich Vergleiche anstellen zwischen jenen Zeiten und unsern; zwischen jenen wilden räuberischen, unwissenden Macdonalds und Macleans und ihren jetzt lebenden Nachfolgern, bey denen milde Sitte, Zucht und Friedlichkeit allgemein; Wissenschaft, Geschmack und Urbanität nicht selten sind. Meine Fee that groß mit der Umwandlung, die sie sich allein zuschrieb,

und verlangte, ich sollte einen Hymnus anstimmen zu ihrem Lobe. Ich ließ mich bereden, schwang mich mit einiger Dreistigkeit dem grossen Schottischen Dichter nach, und sang: *)

Dir heitres Licht, dir segensreicher Born,
Der aus der Quelle ew'ger Klarheit strömt,
Gebührt der Ruhm, wenn der Vollendung sich
Die Menschheit naht, und raschen Adlerflugs
Zur angestammten Würde sich erhebt!
Du führst den göttlichen Gedanken aus,
Indem du Göttlichkeit im Menschen denkst!
Du wunderbare Kraft und Weckerin
Der Menschenkräfte, die Jahrhunderte
In Schlummer lagen! — Ach was ist der Mensch
Eh' du die schwere Fessel lösest, die
Im Schlamm der Sinnlichkeit ihn niederhält?

---

*) Nach Thomsons Seasens ganz frey übersetzt.

Ein halbes Thier; ein Wilder, der durch Wald
Und Wüste streifend, Beute sucht; der Wuth
Der Elemente hülflos ausgesetzt!
Weit schwächer als das Thier, geleitet nicht
Vom sicheren Instinkt, der jenes schützt.
Des Lebens schöne Künste kennt er nicht;
Die Häuslichkeit so wunderbar gemischt
Von Sorg' und Segen; edle Zärtlichkeit,
Die sich im Freunde fühlet und vergießt;
Gesell'ge Hülfe, sicherndes Gesetz;
Des Wissens Durst, im nie erschöpften Quell
Unnennbar süß gestillt; die Seeligkeit
Der sich bewußten Tugend und den Glanz
Mit dem sie selbst des Grabes Nacht umstrahlt;
Die kennt er nicht. — Des eignen Daseyns Werth
Ist ihm verloren, ist ihm Bürde nur,
Die schwer er trägt und hofnungslos verliert.

Was ist er nun! Wie groß, wie göttlich hast
Du über ihn gewaltet, ihn geführt
Durch Wunderpfade, seit du ihm den Pflug

Dein erst Geschenk verliehn. Wie hast du
Bedürfniß und Gebrechlichkeit benutzt,
Um den Verstand zu wecken, um den Geist
Auf einem Thron zu bringen, wo er nur
Von dir Gesetze nimmt und selber herrscht.
Wie flammt er aus der dunkeln Nacht hervor!
Mit Seraphs = Flügeln überfliegt er nun
Die niedre Welt der Lüste und des Wahns,
Erreicht der Wissenschaft, der Tugend Höhn',
Wo alles ruhig ist und hell und groß.
Dort blickt er rund umher, erforscht sich selbst,
Und hebt die Nebelschleier leis' hinweg
Vom lang' verhüllten Antlitz der Natur.
Die Kette alles Wirkens, alles Seyns
Hat er gefaßt; bald von der Phantasie
Errathen, bald erspäht von der Vernunft,
Reiht er ein Glied ans andre; rastet nicht,
Bis Harmonie und Friede, Liebe, Schönheit,
Dein Paradies die Erde schmückt. — —

Paradies? Hier stockte ich. Ich war zu ehrlich, vielleicht zu grämlich, um in meiner Dythirambe fortzufahren. Mit einem finstern Seitenblick nach der Gegend hin, wo hinter alle dem Nebel der Canal liegen konnte, befragte ich meine Fee, was denn das für schöne Künste wären, welche sie in den letzten Decennien dort getrieben? Ob etwa jene Revolutions-Wütheriche mit ihren grossen, philosophisch tönenden Phrasen, mit ihrer planmäßigen, gleisnerischen Bosheit der Menschheit mehr Ehre und weniger Schaden gebracht hätten, als die uncivilisirten Horden, die einst diese Küste bewohnten? Diese raubten und mordeten doch nur aus Noth, aus Unwissenheit, aus Effervescenz roher Kräfte, aus mißverstandenem Vorurtheil der Ehre, und bey aller ihrer Barbarey kannten und übten sie doch manche Tugend, als Gastfreiheit, aus-

dauernden Muth und abhärtender Haß der Ueppigkeit, Schonung der weiblichen Ehre, Festhalten an gegebenes Wort u. s. w. — Ferner befragte ich sie: ob der gegenwärtige moralische Zustand von Europa das Meisterstück des ausgebildeten Verstandes sey, wodurch er und sie seine Minerva, Kränze und Altäre verdienten? Wo sollten sie denn stehen? Auf welcher glücklichen unentweihten, vom Hauch des ewig Liebenden und Gerechten sichtbar belebten, von Unschuld und Treue bewohnten Flur? Etwa auf Helvetiens so herrlich regenerirten Boden? Etwa in London, in Paris, in *, in **, und wie sie heißen mögen die Treiböfen von Leidenschaft, Thorheit und Laster, die zusammengepreßten Lazarethe der sittlichen Welt? Ob die Vorzüge, die wir ihr, der Philosophie, wirklich verdanken, ob selbst die bessern Gaben, die sie

uns zugetheilt, nicht sehr theuer erkauft wären, durch unsere Verfeinerung, durch die erhöhte Reizbarkeit und das schärfere Bewußtseyn, welches wir dadurch erwarben, und ob denn nicht unsere sinnlich beschränkten Väter mit ihrer Felsenbrust und ihren eisernen Nerven, glücklicher waren als wir? — —

Ich hätte wohl noch vieles fragen können, und vermuthe beynahe, daß die Philosophie — vorausgesetzt, daß ich an die ächte gerathen war — etwas zu ihrer Rechtfertigung vorzubringen hatte. Ihr Schweigen sollte fast beweisen, daß ich sie einseitig angeklagt hätte. Da nun der Einseitigkeit immer böse Laune vorausgeht oder folgt, so war es sehr natürlich, daß die Philosophie mich dieser schlechten Gesellschafterin schweigend überließ, welche denn auch aufs allerärgste überhand nahm, als der schwache

Tagesschimmer, der noch durch die Nebel ge-
blickt hatte, sich in Nacht verlor. Die Farth
ging immer langsamer, da uns mit der eingetre-
tenen Fluth und mit dem zum Glück schwachen
Winde die Wellen entgegen kamen, und die
Kräfte der Schiffer erschöpft waren. Meine
Jungfer war erbärmlich krank und sehnte sich
jammernd nach dem Hafen. Mein Begleiter —
es ist immer vom Gastwirth Macdonald die
Rede — schien zu schlafen in seinem Plaird
eingehüllt. Die zwey Schiffer, die noch dann
und wann ein Galisches Liedchen melankolisch
genúg gesumset hatten, ließen nun keinen Laut
mehr hören, als Seufzer und Stönen. Daß sie
gar nicht fluchten, das setzte ich wieder auf
Rechnung des feinern Gefühls der Bergbewoh-
ner; denn in der Schweiz, im Erzgebirge,
oder wo ich sonst in Gebirgen war — den Harz

muß ich freilich ausnehmen — habe ich nicht fluchen hören. Ich meine auch gelesen zu haben, daß die Einwohner von Wales es nicht thun. Welche kräftige Herzenserleichterungen würden sich nicht hingegen die übrigen Schotten und Engländer, die Franzosen und meine lieben Landesleute bey einer so mühseligen Schiffarth erlauben!

Unter solchen Umständen war mir der unerwartete Vorschlag meiner Schiffer, in Aros zu landen, und da zu übernachten, äußerst willkommen. Ich erkundigte mich nicht nach der Beschaffenheit der Herberge, da ich nur zu wohl einsah, daß wir Tobermorey kaum bey Tages Anbruch erreichen würden. Der Muth meiner Gesellschaft ward durch einige Gläser Whisky gestärkt, und in einer Stunde legten wir an. Ich tappte durch die Finsterniß in eine Hütte, wo mit Hülfe meiner mitgebrachten Sa-

chen ich Thee trinken und mich auf ein Bette werfen konnte, auf dem ich vortreflich schlief.

Die am andern Morgen sehr früh eintretende Ebbe gab das Signal zum Aufbruch. Wie ich auf dem Schiffe war, bemerkte ich, daß neben dem kleinen schlechten Hause, wo ich die Nacht zugebracht, ein artiges modernes Gebäude steht. Es ist die Wohnung eines Faktors des Herzogs von Argyle. Hoch über diese Häuser erhebt sich ein steiler Felsen, auf dessen Basalt-Pfeiler einige, wie es scheint, sehr alte Trümmer stehen. Mein Begleiter sagte mir, das sey die älteste Burg seines Stamms; der große Macdonald of the Isles habe sie bewohnt. Ich kannte diese Benennung, die so viel sagen will, als König der Inseln. Wahrscheinlich bezeichnet man damit nicht nur einen, sondern mehrere auf einander folgende Häupter des

mächtigen Stammes Donald, die mit unumschränkter Gewalt und Fürstlichem Ansehn die Hebridischen Inseln und einen großen Theil der westlichen Küste von Schottland beherrschten. Dieser sogenannte große Donald, von dem in den Hochländischen Nachrichten und Traditionen sehr viel die Rede ist, scheint ein furchtbarer Seeräuber gewesen zu seyn, der sich der Hebriden bemächtigte. Die überwundenen Einwohner dieser Gegenden begaben sich unter seinen Schutz, wurden seine und seines Geschlechts unterwürfige Vasallen, und nannten sich, nach alter patriarchalischer Sitte, seine Söhne. Mac heißt Sohn; Mac-Donald Sohn des Donald. So entstand der Clan oder Stamm der Macdonalds, der mit der Folge der Zeit gewaltig zahlreich ward. In dem Zeitpunkte seiner größten Macht sollen mehr als hundert tausend

Seelen dazu gehört haben, jetzt mögen noch über 20000 seyn, die den Namen Macdonald führen.

Mit den andern Clans des Hochlandes hat es dieselbe Bewandniß. Einige davon haben wahrscheinlich in frühern Zeiten zu den Macdonalds gehört und verschiedener Zufälle und politischer Ursachen wegen die Namen etwas verändert. Der Stamm Campbell ist nich ganz so alten Ursprungs, doch ein für sich bestehender, zahlreicher und mächtiger Stamm, der lange mit den Macdonalds gewetteifert, sie bekämpft und um den größten Theil ihrer Besitzungen allmählig gebracht hat. Der Stamm Maclean auf Mull ist auch sehr alt, und war mächtig und zahlreich. Jetzt hat das Verhältniß der Stämme zu ihren Häuptern, das man Clanship nannte, aufgehört. Es existirt

keine Leibeigenschaft mehr, aber eine große Anhänglichkeit ist doch noch unter den Mitbrüdern eines Stamms, besonders der gemeinen Leute gegen die Vornehmsten, die sie noch immer ihre Häupter nennen.

Aros bedeutet im Allgemeinen eine Wohnung, einen sichern Ort. Daraus könnte man schließen, daß es die erste ordentlich gebaute Burg auf den Hebriden gewesen sey.

Die Fluth und ein frisches Rudern, wozu die Schiffer einen Gehülfen in Aros genommen hatten, brachten uns viel schneller vorwärts, als am vorigen Tage. Ich hätte wieder einen Hymnus anstimmen mögen, nicht an das moralische Licht der Welt, sondern an das physische, an die Sonne. Mit Milton hätte ich rufen mögen:

Hail holy Light, offspring of Heavens first born!

Wie erquickte, wie erheiterte sie mich! Wie schön schienen mir die beyden Küsten, zwischen denen sich der Sund sehr verengt. Und doch war es nur Täuschung des Contrastes zwischen den gestrigen Tag und den heutigen, denn die Küsten sind rauh und öde. Nur sehr wenig Hütten sah ich auf Mull, und keine Bäume. Desto mehr überraschte mich der Hafen von Tobermorey, wo ich einige hübsche reinliche Gebäude und ziemlich viel Fahrzeuge sah. Ich ward in ein Wirthshaus gebracht, das um vieles schlechter war, als das zu Oban, und wo niemand englisch sprechen konnte. Mein Obanscher Gastwirth gab sich viel Mühe, mir die möglichste Bequemlichkeit und Reinlichkeit zu verschaffen. Es fanden sich Hühner, Eier und Fische, und mit Hülfe meiner mitgebrachten Sachen fand ich mich bald leidlich genug eingerich-

tet. Die Heiterkeit, womit ich das Haus betreten hatte, ward durch die Nachricht, die mein Dollmetscher mir hinterbrachte, sehr getrübt. Herr James und Miß Macdonald hatten acht Tage in diesem Hause, von einem Augenblick zum andern, auf günstigen Wind gewartet, und waren erst vor Kurzen bey so schlechtem Winde abgesegelt, daß in vier oder fünf Tagen auf Herrn Macdonalds Rückkunft nicht zu hoffen war. Dieses war für mich ein sehr unangenehmer Umstand. Unmöglich konnte ich lange in Mull bleiben; vollends nicht allein, und doch konnte mein Begleiter nicht lange von Hause wegbleiben. Auch fürchtete ich durch eine lange Abwesenheit von Oban meinen Freund Marsh *) zu verfehlen. Er war seit einigen

---

*) Herbert Marsh, Mitglied der Universität zu Cambridge, der bekannte Verfasser des Werks

Monaten in England, und hatte mir von London aus geschrieben, daß er ohngefähr um diese Zeit in Oban eintreffen würde.

Ohne Herrn J. Macdonald oder einen andern ganz sichern Begleiter, den ich in Mull nicht zu finden wußte, die Reise nach Staffa anzutreten, wäre ein tollkühnes Unternehmen gewesen, dessen Gefahren ich sehr wohl kannte. Auch war der Wind völlig ungünstig und schien es lange bleiben zu wollen. Und doch, Staffa aufgeben! dieses große Ziel meiner Wünsche, der Hauptbewegungsgrund meiner Reise nach Schottland! Mull verlassen, ohne Staffa gesehen zu haben, mit der sehr schwachen Hoffnung, noch einmal von Oban herüberfahren zu können! — Ich kann nicht sagen, wie miß-

---

über den Ursprung des letztern Kriegs zwischen England und Frankreich.

müthig mich dieses Fehlschlagen einer schönen, lange gehegten Hoffnung machte. Ich hatte in meiner stummen Einsamkeit volle Muße, Betrachtungen anzustellen über die Ohnmacht des menschlichen Willens und über den herrlichen Waidspruch: Man kann was man will. Aber moralische Betrachtungen helfen in einer solchen Lage sehr wenig, wenn man sich nicht kurz und gut entschließt, den Unmuth zu bekämpfen und dem Schicksal nachzugeben. Dies geschah. Ich beschloß, mit der Fluth des nächsten Tages, die um Mittag eintreten sollte, wieder nach Oban abzufahren.

Nun war mir sehr daran gelegen, die 24 Stunden, die ich auf dieser Hebride zuzubringen hatte, möglichst gut zu nutzen, um von dem Gewerbe, der Lebensweise der Einwohner und dem Character der Insel einige Kenntniß zu er-

langen. Dieses hielt schwer. Mein Obanscher Wirth war nicht sehr geschickt, ausführliche Erkundigungen für mich einzuziehen. Seine eigenen Begriffe vom Ackerbau und Gewerbe waren zu einförmig und beschränkt. Die Menschen auf diesen Inseln sind so durchaus nicht an Fremde gewöhnt, daß ein genaues Ausfragen und bestimmtes Antworten — und noch dazu durch einen Dollmetscher — ganz ausser ihrem Kreise liegt.

Meine Gedanken fielen auf eine Familie Maclean, die etwa acht Meilen von Tobermorey, auf ihrem Landgute Torloisk wohnt, grade an der Seite der Insel, wo man Staffa im Angesichte hat. Ich erinnerte mich sehr deutlich der anziehenden Beschreibung, die Faujas de St. Fond von seinem Aufenthalt zu Torloisk, von der edlen Gastfreundschaft, die

er dort genoß, und vorzüglich von der liebenswürdigen Tochter des Hauses macht.

Diese junge Person, — jetzt an einen Herrn Clephan Maclean in Fifeshire verheirathet — verband mit Schönheit und Grazie eine Geistesbildung, wie man sie in den glänzendsten Kreisen der großen Welt nur selten findet. Sie besaß große Fertigkeit und Geschmack in der Musik — Faujas hörte sie die schwersten Italiänischen Meister spielen — sie sprach das Englische fertig und rein, und von ihrer Muttersprache war sie eine denkende Kennerin. Sie dichtete selbst Galische Lieder, wußte sehr viele Ossianische Gedichte auswendig, und beurtheilte den Werth und die Aechtheit derselben mit Geist, Gefühl und critischen Scharfsinn.

Es war sonderbar, wie ich mich so plötzlich und deutlich der Eindrücke erinnerte, welche die-

ses anmuthige Bild auf mich machte, als ich es vor einigen Jahren in Faujas Reisebeschreibung fand! Was ich mir damals alles träumte und idealisirte von diesen stillen unbesuchten Inseln, von ihren Bewohnern, denen eine glückliche Organisation, Energie, Talent und Schönheitsgefühl genug erhalte, um unter einem trüben Himmel, zwischen kahlen Gebirgen und tobenden Wellen sich und ihren Kindern eine solche Ausbildung zu geben, als die war, die Faujas an Miß Maclean bewunderte! Und noch mehr zog mich der Gedanke an, daß diese Menschen selbstständig und weise genug wären, um im stillen Schatten der Einsamkeit verhüllt zu bleiben, und gleich den Patriarchen der Vorwelt, ihr Glück und ihren Genuß im engbeschränkten Kreise der Häuslichkeit zu finden.

Was besitzen wir eigentlich als Träume?

Jenes Ideal hatte mich aus der Ferne entzückt. Nun war ich da; war auf Mull, einige Stunden von Torloisk, und die Wirklichkeit erfüllte die Träume nicht.

Manche Nachrichten, die ich eingezogen, manche Beobachtungen, die ich gemacht, überzeugen mich, daß die Hebriden eben so wenig als andere Gegenden der Erde, ein Paradies der Sittlichkeit sind; daß der ansteckende Hauch der gesellschaftlichen Thorheit und Verdorbenheit auch dahin gedrungen ist; daß sehr wenige Familien der Landeigenthümer im Schatten der Einsamkeit verhüllt zu bleiben, und in patriarchalischer Einfalt auf ihren Besitzungen zu leben, sich entschließen können; daß sie vielmehr wie Mücken im Sonnenstrahl, in den üppigen Freuden der großen Welt herumschwärmen!

daß die etwas wohlhabenden Einwohner der Hebriden zwar ihre Töchter nach den Kostschulen der Städte schicken, daß aber wohl nur wenige darunter seyn mögen, die, gleich der Frau Clephane Maclean, Vollkommenheiten und Talente dort erwarben, welche selbst der gebildete, gelehrte Fremde bewundern mußte.

Die hebridische Muse war nun fern, und ins Haus ihrer Eltern kam ich nicht. Es hätte freylich von mir abgehangen. Ich traue der Gastfreyheit der Hochländer und besonders dieser dafür anerkannten Familie zu, daß sie mich human aufgenommen hätte, auch ohne zu wissen, wer ich sey, denn leider hatte ich vergessen, Empfehlungsschreiben mitzunehmen. Doch wir Deutschen sind noch immer nicht unbefangen genug, um in andern Menschen Unbefangenheit vorauszusetzen. Und ach, die Fesseln der Weiblichkeit!

so albern und unnütz man sie auch finden mag, so selbstständig man sich auch glaubt — wenn man eben keine Ritterin d'Eon ist — wohl oder übel, man trägt sie doch. Kurz, ich hatte nicht den Muth zur Familie Maclean nach Toploisk zu gehen, und bestrebte mich, so gut ich konnte, durch Herumstreifen und unermüdetes Ausfragen einigen Begriff von Mull zu erlangen.

Ich will hier nicht bloß das kärgliche Resultat meiner eigenen Nachforschungen niederschreiben, sondern auch diejenigen Nachrichten, die ich vorigen Winter in Edinburg und auf meiner gegenwärtigen Reise, aus verschiedenen Unterredungen mit Eingebornen und Kennern des Landes, eingesammelt habe.

Ich wanderte den ganzen Tag in Mull umher und bestieg einige der zugänglichsten Hö-

hen. Was ich sah, war eine ernste, stille, melancholische Gegend. Aber nicht gemacht, jene Melancholie einzuflößen, die Ossian meint:

„Mournful but pleasant to the Mind.“ Zu dieser gehören alte ehrwürdige Eichen, Schattengründe, Gewässer, die zwischen Tannendunkel und Felsenmassen rauschen. Hier sah ich nur bemooste Hügel und Berge — von denen einige, unter andern der Ben More, — sehr hoch und steil sind, doch nicht mit dem Cruachan zu vergleichen, dessen schönes Haupt ich in weiter Ferne erblickte — ich sah die Insel von allen Seiten ausgezackt durch tief eindringende Meeresarme; ich sah Thäler ziemlich frisch und grün, doch ohne den Reiz lieblicher Beschattung. Die Berge sind voller Quellen und herabfließender Bäche, also giebt es an ihren Abhängen einige fruchtbare Wiesen, auf welchen das Heu noch

in Haufen lag. Ausser Tobermory sah ich kein Dorf, doch ziemlich viel zerstreute Hütten und einige wohlgebauete Häuser. Zwey Drittheile der Insel gehören dem Herzog von Argyle; das Uebrige hat Eigenthümer aus dem Stamm Maclean. Dieser und einige Familien von Gentlemen Farmers — so nennt man in ganz Brittannien die Pächter, die nicht aus dem gemeinen Volke sind, Erziehung haben und mit einiger Eleganz leben, — bewohnen die bessern Häuser, die ich sah.

Tobermory hat ein Posthaus, eine Mauthe, ein Paar Kaufmannsladen und noch einige gute Häuser, welche durch eine zur Emporbringung der Fischerey verbundene Gesellschaft seit 1788 angelegt sind.

Das ganze Dorf Tobermory hat 300 Einwohner, 20 Häuser und etwa 30 Hütten, die

noch etwas elender aussehen, als die zu Oban.

Mull ist 25 Meilen lang und an einigen Stellen auch so breit. Die vielen Bay's und Arme, die das Meer ins Land erstreckt, machen es an vielen Orten weit schmäler. Die Zahl der Einwohner ist etwas über 6000.

Ohne die vielen Rind- und Schaafheerden, die ich an allen Bergen und Hügeln weiden sah, würde mich der leblose Character dieser Insel unausstehlich beklemmt haben.

Einer eigenen Art von phantasirender Schwermuth mußte ich nachhängen. Auf einer Höhe, die ich mühsam erstiegen hatte, sah ich unter mir, wie zu meinen Füßen, einen Mann in der hier ganz allgemeinen Nationaltracht, die so mahlerisch ist und die ich weiter unten beschreiben werde. Weit und breit war sonst kein

lebendiges Wesen zu sehen, als eine große Heerde Schaafe, die er zu hüten schien. Er lag beynahe unbeweglich; in seiner ganzen Stellung der tiefste Ausdruck von Ruhe. Dann hörte ich ihn ein Lied singen, das sehr eintönig und schwermüthig klang. Dann ruhte er wieder. Dieses Bild freudenloser, beynahe lebloser, Abgeschiedenheit ergriff sonderbar meine Phantasie. Ich fing an mir auszumahlen, wie dieser Mensch viele, viele Jahre hindurch, einen Tag nach dem andern, auf dem bemoosten Hügel gesessen, das Meer, den Nebel, das Vieh angestarrt und nichts gewünscht, nichts gehofft, nichts gefürchtet habe. Der Arme! — Doch warum das Mitleid? Kennt er die Leiden der Verfeinerung und die Quaalen des Denkens? Hat er je ängstlich gebebt, zwischen der Hoffnung der Unsterblichkeit, und den Schrecknissen der Vernichtung?

Hat sein Geist sich krank und müde gerungen, um sich selbst zu begreifen, um sein eigenes Wesen zu fassen, zu ergründen? Ward je sein Innerstes wie mit schneidenden Schwertern durchwühlt, beym Anblick der moralischen Welt und ihrer Greuel, bey den gräslichen Begebenheiten unserer Zeit? Hat der glühende Durst nach reiner, treuer, uneigennütziger Freundschaft und Liebe ihn tantalisch gefoltert? Weiß er was es heißt, in einem fremden Herzen den Himmel zu ahnen und zu suchen, und eine Wüste — ja eine Schlangenhöhle darin zu finden, und dann einsam zu bleiben in der Nacht des Grams, stablos gegen die Stürme des Schicksals? — Ach nein! Seine rauhe Brust hat solche Wunden nie erhalten; seine festen Nerven zucken nicht. Stürme sausen an ihm vorüber. Er athmet, er lebt,

er fühlt keine Schmerzen, und kennt, wenn er gesättigt ist, keinen Wunsch. — Was ist denn das in mir, daß ich ihn nicht ansehen kann, ohne beklemmende Wehmuth? — — Du bist es, Ideal der Menschheit, das meinem Geiste eingeprägt ist, und das ich gezwungen bin, mit einem solchen nur halb menschlichen Daseyn zu vergleichen! Ewiger, du hast es geschaffen dieses Ideal; ich weiß es, es ist dein Gedanke, den du in mir denkst. Und kann, wird ein Gedanke von dir unvollendet bleiben? — — Ruhe dann nur du mein Bruder auf dem moosbedeckten einsamen Hügel; singe dein sinnloses Liedchen; verträume, verschlafe dein Leben; starre in die Nebel hin, die deinen Gesichtskreis umhüllen! Er, der dich berief in die Menschheit, wird einst die Nebel zerstreuen, und auch dich vollenden im Strahl der ewigen Sonne.

Ich wanderte weiter, und gewann immer mehr Ansichten der Insel, die sich aber nicht sehr unterschieden. Hier und da sah ich kleine Felder, wo Gerste und Hafer gesäet war. Da das Getraide hier erst im September und October geerndtet wird, so waren die Halme noch sehr klein und dünne. Der Boden auf Mull ist dem Ackerbau durchaus nicht günstig. Aeußerst selten gerathen die Feldfrüchte und in den besten Jahren erndtet man nur das dritte Korn. Flachs geräth am besten, und wird am sorgfältigsten gebaut. Auf Skye und Uist sollen bessere, fruchtbarere Strecken Landes seyn. Waizen wird auf den Hebriden gar nicht gebaut, sondern nur Hafer und Gerste, besonders ist der erste das allgemeine Nahrungsmittel auch selbst der Wohlhabensten. Erst seit wenigen Jahren kennt man den Gebrauch des Pfluges auf den Inseln, und

er ist bey weiten noch nicht allgemein. An vielen Orten wird noch bloß mit dem Spaten gearbeitet, theils aus alter Gewohnheit, theils aus Mangel an Zugvieh, theils aus Nothwendigkeit, weil der Boden zu steil und bergigt ist. Es ist ein sehr groser Fehler, daß die Felder, Weiden und Wiesen keine Einzäunung haben und es hält sehr schwer sie einzuführen, wegen des Mangels an Holz und Gebüsch.

Das Vieh in Mull ist, gleich dem zu Oban, von kleinem aber schönem gedrungenen Bau. Jährlich werden etwa 2000 Stück Rindvieh verkauft, an Viehhändler, die damit nach der niedern Gegend von Schottland ziehen. Der gewöhnliche Preis einer Kuh ist 4½ Pfund, und eines Ochsen 5 Pfund. Der Handel mit Butter und Käse ist sehr geringe, da die Kühe bey der magern Weide wenig Milch geben, und die

Einwohner sie zur eigenen Nahrung nicht ent-
behren können.

Ich habe zweyerley Gattungen von Schaafen
in Mull gesehen. Eine einheimische Art, die
klein, aber sehr reich an Wolle ist; und eine
weit größere, die man aus England hergezogen
hat. Die Schaafzucht ist nach Verhältniß das
vollkommenste und einträglichste Gewerbe auf
der Insel. Ein inländisches Schaaf kostet 7
Schilling. Hier, wie auf allen Hebriden, bleiben
die Schaafe das ganze Jahr hindurch draußen,
und gefüttert werden sie niemals. Es wäre un-
möglich sie bey dieser Behandlung gesund zu er-
halten, wenn die Winter so hart wären und so
viel Schnee fiele, als bey uns. Man erzählt als
einen ganz ungewöhnlichen Fall, daß vor etwa
zwanzig Jahren der Schnee zwey Monate lag;
wobey die Schaafe, welche nur die hervorblicken-

den Spitzen des Haidekrauts fressen konnten, sehr schwach und mager geworden, aber doch nicht gestorben wären. Für 200 Schaafe wird gewöhnlich ein Schäfer erfordert. Dieser schläft das ganze Jahr in einer Hütte, die in der Mitte seines Weidebezirks von Steinen zusammengesetzt wird. Der Gebrauch die Schaafe einzutheeren, wie in den nördlichen Theilen von Schottland geschieht, ist hier nicht üblich, und, wegen des geringern Grads von Kälte, auch nicht nothwendig. Dieses Verfahren, das mir nicht einleuchten wollte, da es einem Haupterforderniß schöner Wolle, nemlich ihrer Weiße, sehr nachtheilig seyn muß, findet sehr viel Vertheidiger. Die Engländer meynen, unsre deutsche Wolle sey nur darum so rauh und spröde, weil wir nichts thun, um unsere Schaafe vor der Kälte zu schützen. Die aus zwey Theilen Theer und

einem Theile Butter gemachte Salbe, womit, wenn sie wohl gemischt und größtentheils erkaltet ist, die Schaafe so dicht als möglich auf der Haut beschmiert werden, schützt sie, wie man versichert, gegen allen Einfluß der Witterung und verdoppelt den Wachsthum der Wolle, welche freylich viel sanfter und seidenartiger wird, aber bey weiten nicht so weiß als die von ungetheerten Schaafen.

Bey meinen Wanderungen in Mull sah ich an einigen Stellen einen Rauch vom Ufer aufziehen, und Menschen dabey beschäftiget. Da ich schon oft von Dunnolly aus solche Rauchstellen bemerkt und mich nach der Ursache erkundiget hatte, so war ich damit bekannt und näherte mich einer derselben, um die Arbeit in Augenschein zu nehmen. Es ist eine für das

Hochland äußerst wichtige Fabrication; eine glückliche Erfindung des verflossenen Jahrhunderts.

Gute Natur, wie erfreulich ists, deiner wunderbaren Haushaltung nachzuspüren, zu beobachten wie Ursach und Wirkung, Luxus und Industrie, Mangel und Erfindung in einander greifen; wie deine nie erschöpfte Hand, auch da wo du karg und unfreundlich scheinst, Quellen des Wohlseyns öffnet, und zur rechten Zeit deinen Kindern Winke giebt sie zu benutzen.

Auf den Hebriden, auf den Orkaden, auf den Schettlands-Inseln, an allen Stellen, wo das Meer die Schottischen Küsten bespült, wächst eine lang übersehene und ungebrauchte unscheinbare Pflanze. Eigentlich sinds mehrere Gattungen von Pflanzen, den Botanikern bekannt unter

dem Namen fucus Linnaei. Die Britten nennen es Seekraut oder Seemoos. (Sea Ware, Sea Weed).

Seitdem der Ackerbau auf den Inseln eingeführt ward, ist dieses Kraut, wie aller Auswurf des Meers, zu Dünger gebraucht worden; mit großem Nutzen zwar, der aber doch mit der gegenwärtigen Anwendung dieses Naturproducts bey weiten nicht zu vergleichen ist. Jetzt wird es in den Monaten May, Juny und July mit einer Art von Sichel abgeschnitten und zum Trocknen hingelegt. Dieses muß so geschwind als möglich, etwan in vier und zwanzig Stunden, geschehen. Dann wird eine Art von Steinkasten errichtet, größer oder kleiner nach Verhältniß der Arbeit; acht bis achtzehn Fuß lang, einen bis drey Fuß hoch. Diese Art von Ofen (Kiln), wird mit Brennmaterialien, das heißt mit Torf oder

Haide, angefüllt; dann wird das Seekraut nach und nach in leichten Schichten aufgelegt und das Feuer angezündet; und so wie das Kraut ins Kochen und Schmelzen kömmt, wird es mit eisernen Forken niedergedrückt und immer mehr darauf gelegt, bis der ganze Vorrath, den man verbrauchen will, zu Asche geworden ist. Zuweilen wird Salz oder Salpeter, auch wohl ein wenig Schwefel dazu geworfen, um das rasche Brennen und Verschmelzen zu befördern. Diese Arbeit erfordert viel Sorgfalt um recht gut zu gerathen. Schlechtes, feuchtes Wetter ist sehr hinderlich.

Die Asche, die auf diese Weise entsteht, ist ein alkalisches ziemlich kaustisches Laugensalz. Ich glaube, es hat in unserer Sprache keinen eigentlichen Namen. Die Britten nennen es Kelp. Dieses Salz ist ein vortreffliches Surrogat der

Potasche. Und da diese, wegen Mangel an dem Holze, woraus sie verfertiget werden muß, in England nicht hinreichend gemacht werden kann, so ist die Verfertigung des Kelps von der äußersten Wichtigkeit für viele Manufacturen, als Seife, Glas, Alaun, Linnenbleichen u. s. w.

Bey Leith an den Küsten des Forth ward er im Jahr 1720, aber noch sehr unvollkommen, zuerst gebrannt. Im 1730 ward er in Uist durch einen Macleod, der es in Irland gesehen hatte, versucht. Und seitdem hat sich dieses Gewerbe in allen schottischen Inseln ausgebreitet und vervollkomnet.

Sowohl die Menge der Waaren, als der Preis haben sich ansehnlich vermehrt. In den Jahren 1740 bis 1760 kostete die Tonne 2 Pfund 5 Sh. Ja, so wenig kannte man damals den Werth dieser Waare in einigen Gegenden, daß

noch im Jahr 1762 ein Irländer, der auf der Insel Jura 48 Tonnen Kelp verfertigte, an den Grundeigenthümer, für die Erlaubniß das zu thun, nur 10 Pfund bezahlte. Zwischen 1780 und 1790 galt die Tonne schon 6 Pfund. Jetzt wird sie mit 10 bis 12 Pfund bezahlt. Doch ist der Preis ungewiß und ungleich, indem er von manchen Handlungsconjuncturen und von der Beschaffenheit des Kelps abhängt, der nicht immer sorgfältig gebrannt, zuweilen unrein und mit zu vielen fremdartigen Theilen vermischt ist. Die Kosten der Verfertigung sind schwer zu bestimmen, da sie von der größern oder geringern Mühe abhängen, die es verursacht das Moos abzunehmen, welches an einigen Küsten weit beschwerlicher, als an andern ist. Gewöhnlich beläuft sich das Macherlohn auf 2 bis 3 Pfund die Tonne.

So ist es auch unmöglich eine genaue Angabe zu erhalten: wie viel Kelp überhaupt in Schottland oder insbesondere auf den Hebriden gemacht wird. Es hängt von der Witterung, vom Fleiß der Pächter, oder Unternehmer, von manchen Umständen ab, die noch bis jetzt nicht erlaubt haben, dieses Gewerbe mit einer systematischen Ordnung zu behandeln.

Auf einigen Hebriden ist der Ertrag des Kelps schon so hoch gestiegen, als das ganze Pachtgeld, welches auf der Insel aufgebracht wird. An andern Orten beträgt es eben so viel als der Verkauf des Viehes einbringt, welches bis zur Erfindung des Kelps der einzige Erwerbzweig der Einwohner war. Auf der kleinen unfruchtbaren und unbewohnten Insel Linga werden jährlich 8 Tonnen Kelp gebrannt, die

man wenigstens auf 80 Pfund Gewinnst anschlagen kann.

Der wichtigste Nutzen dieses Gewerbes ist, daß es vielen Menschen aus der hülfsbedürftigsten Classe Verdienst schafft. Man rechnet, daß, wo 300 Tonnen Kelp gemacht werden, 200 Menschen ihren Unterhalt dabey finden. In den Monaten, da gebrannt wird, können sie wegen der späten Saat- und Erndtezeit, zu wenig andern Arbeiten gebraucht werden, und viele von ihnen würden, ohne der Verfertigung des Kelps, gar keinen Verdienst haben.

Bey dieser Fabrication ist noch der große Vortheil, daß man dabey nur ausschickt und nicht einholt, einnimmt und nicht ausgiebt, daß ohne fremder Materialien zu bedürfen, ein grosser Zufluß des Geldes ins Land kömmt.

Wie hätte die Vorsehung ein leichteres und sichereres Mittel gewähren können, um die Bewohner dieser Inseln nach und nach mit den übrigen Bewohnern Brittanniens in einer Art von Gleichgewicht zu bringen, und um die Auswanderungen zu vermindern, wodurch dieses Land zur Wüste werden, und dieser antike, interessante Menschenstamm aussterben müßte!

Kunstverständige versichern, der Ertrag des Aschensalzes könne noch ohne allen Vergleich mit dem, was er jetzt ist, erhöht werden. Es sind verschiedene Vorschläge gemacht worden, um die Verfertigung zu erleichtern und zu vermehren. Die beyden wichtigsten sind 1) der Anbau ordentlicher Brennöfen, worin das Aschensalz weit reiner und reichhaltiger hervorgebracht werden könnte, als jetzt. – 2) Soll man sich bemühen, den Wachsthum des Seekrauts zu ver-

mehren. Dieses kann geschehen, wenn an den Uferstellen, wo nicht genug Felsbänke sind, große Steine, hauptsächlich Kalksteine hingelegt würden. Es ist erwiesen, daß das Meer den Saamen dieser Pflanzen bey seiner Fluth mitbringt, und auf den Ufern zurückläßt, so daß nach drey, spätestens vier Jahren, die Steine mit fucus bedeckt sind, der geschnitten und gebrannt werden kann. Es ist auch von Seiten der Hochländischen Gesellschaft zu Edinburg angerathen worden, man solle Prämien aussetzen für diejenigen, welche die größte Menge von 20 bis 200 Pfund schweren Steinen an das Seeufer legen würden. Da der fucus vier Jahre braucht, um brennbar zu seyn, sollen die Prämien vier Jahre hinter einander fortgesetzt werden.

Beym ersten Anblick scheint eine solche

künstliche Erzwingung zu kleinlich und beschwerlich. Doch zweifle ich nicht, daß die Erfahrung des Gewinns, der die Begierde zu gewinnen so rasch vermehrt, die Inselbewohner mit der Zeit an diese Industrie gewöhnen wird. Nur wird die Umwandlung ihres Zustandes und der allgemeine Nutzen nicht von so großer Bedeutung seyn, als ers seyn könnte, wenn der baare Ertrag des gebrannten und verkauften Kelps sich mehr vertheilte, und nicht beynahe gänzlich in den Händen der großen Landeigenthümer bliebe. Ich glaube verstanden zu haben, daß die Hauptpächter (Taksmen) von ihren Lairds die Erlaubniß erhalten, so viel Aschensalz zu brennen, als sie wollen, und als sie dem Landeigenthümer berechnen. — Der Fall hat sich zwar schon ereignet, daß, aus Furcht die Düngung zu verringern, zu welcher das Seekraut

gebraucht werden kann, einige Eigenthümer nicht haben wollen brennen lassen. Doch dies ist selten, da die mehrsten eine sichere, große und bequeme Einnahme nicht aufgeben mögen. — Nach Abzug der Verfertigungskosten erhalten die Taksmen von jedem Brand nur eine gewisse geringe Summe, um welche man übereinkommt. Es sind, glaube ich, 1 — 1½ Guineen von der Tonne. Dieser Gewinn, ob er gleich für den, der 50 bis 80 Tonnen brennt, nicht zu verachten ist, bedeutet doch zu wenig gegen die Summe, die der Laird davon einzieht, und die wohl leider, wie der größte Theil des baaren Ertrags seiner Besitzungen, in London oder gar ausser Landes verzehrt wird, und den armen Insulanern nicht zu gute kömmt.

Im Nachdenken über diesen sonderbaren und so schnell sich erhebenden Erwerbszweig, ha-

hen sich mir mancherley Fragen und Bemerkungen aufgedrängt.

Warum hat der Character der Zeiten, der ganze Lauf der Weltbegebenheiten, eine so merkliche, man mögte sagen, so gewaltsame Tendenz, den Reichthum und das Bedürfniß desselben zu vermehren? Wie ists dahin gekommen, daß auch der Bessere, der Genügsame, der philosophisch Denkende, der die wahre Würde der Menschheit kennt und ehrt, sich freut über den grossen Umlauf einer an sich so gleichgültigen Sache, als gemünztes oder pappirenes Geld ist? Ueber die Vervollkommung der Erwerbsmittel desselben, über jede dahin gerichtete Thätigkeit und Industrie? Zwar giebt es Esthetiker und Idealisten, die nicht aufhören zu klagen, daß nur alles auf Nutzen abzwecke; die mit Verachtung auf Anstalten herabsehen, wodurch

der Reichthum von Individuen und Nationen verdoppelt wird; die über ein neu ausgegrabenes Töpfergeschirr aus Etrurien, über den Fund einer zwanzig Jahrhundert alten Münze, worauf beynahe kein Zug mehr kenntlich ist, in Entzückung gerathen, aber kaum hinhören, wenn man ihnen von einer Erfindung erzählt, wodurch viele tausend Menschen, aus einem halb thierischen Zustande des Geist erstickenden Mangels, in Wohlstand versetzt werden. Solche egoistische Virtuosen können freilich nicht viel wirken, und die allgemeine Tendenz des Zeitalters nicht aufheben.

Und doch ist in uns allen, die wir noch nicht von dem Strudel mercantilischer Zwecke, Triebe und Gewohnheiten zu weit vom natürlichen Schönheitsgefühl weggerissen sind — in uns allen sage ich, ist ein Widerstreben gegen

den überhandnehmenden Handelsgeist ein sonderbares Mißbehagen und Mißfallen, wenn das Streben nach Reichthum zu ausschließend und zu herrschend wird. Wir staunen sie an die weit umgreifenden, glänzenden Anstalten der Industrie, aber sie machen uns nicht froh; unser Herz erkaltet, fühlt sich beklemmt, und athmet nur dann freier, wenn wir eine stille Gegend, eine bescheidene Hütte, eine ruhige Landwirthschaft sehen. Ich glaube wenigstens nicht, daß es gerade nöthig ist, sehr poetisch zu seyn, um eine Art von Schauder zu empfinden bey dem Gedanken, daß aus einfachen, genügsamen Ackersleuten und Viehhirten, Kaufleute, Schiffer und Fabrikanten gemacht werden sollten, wenn sie auch viel reicher dabey werden, viel luxuriöser leben könnten.

Warum hat der gewaltsame Angriff der

Uebermacht gegen die Einwohner der kleinen Schweizer=Cantone uns tiefer empört, schmerzlicher erschüttert, als jeder andere revolutionaire Eingriff in die Volksverfassungen? Es waren ja doch nur arme Hirten, und hatten nichts zu verlieren als — ihr Glück. . . . . . .

So finden wir stets in unserm Innern, in unsern hellsten Einsichten und reinsten Gefühlen, ein Gewebe von Widersprüchen, die wohl unsern Stolz zu beugen und uns ängstlich ungewiß zu machen vermögen in unsern Wünschen und Thun. Doch dünkt mich, ist auch dabey eine sehr tröstliche Seite. Wir klagen so oft über unsere Abhängigkeit von einer dunkel geahndeten Macht, die wir Schicksal, Fatum nennen, und empören uns wie Rudersclaven gegen die Kette, die es um uns schlingt. Und doch! — wenn uns diese Kette nicht zöge, lei=

tete und hemmte; wenn wir unabhängig und willkührlich den Gang der Menschheit, ihre Umbildungen und Unternehmungen regieren sollten — was würden, was könnten wir thun? Könnten wir aus dem ewigen Wirbel unserer Gedanken, Einsichten und Triebe einen reinen festen Plan, eine bestimmte Richtschnur des Wollens und Handelns zum Wohl des Ganzen hervorrufen? Und was würde uns schützen vor tiefer Muthlosigkeit, vor Verachtung unseres Menschendaseyns, wenn wir alles Unglück und Verderben, das uns die Geschichte in ihrem Spiegel darstellt, und das wir rund um uns sehen, dem Geiste des Menschen zuschreiben müßten, seiner eigenen Willkühr, seiner selbstständigen Kraft.

Wohl denn uns, daß wir nicht Autokraten sind, sondern nur Werkzeuge, nur ausführende

Minister einer fremden über uns und über alles waltenden Macht. Und so wie in der bürgerlichen Gesellschaft, die Entwickelung der denkenden Kräfte, und die zunehmende Sittlichkeit den Despotismus der Herrschermacht schwächen, so mildern sie auch den Druck des blinden Schicksals. Das Fatum der alten Welt hat viele seiner Kronen verloren; viele der Ketten, womit es scheinbar die Menschheit umschlang, sind zerbrochen. So wie der Mensch sich selbst beherrschen lernt, so wie er zur Freiheit reift in Unabhängigkeit von Wahn nnd Selbstsucht, löset sich auch der Zauberbann des Schicksals immer mehr, und wir werden in jedem Verstande des Worts eine durch den Geist der Menschheit, — der nur das Organ eines unendlichen vollkommnen Geistes ist — regierte oder vielmehr versorgte Republik. So weit sind wir freilich

noch lange nicht. Doch, das Schicksal walte, und der Mensch sey gut!

Der edle Mensch
Sey hülfreich und gut!
Unermüdet schaff' er
Das Nützliche, Rechte,
Sey uns ein Vorbild
Jener geahndeten Wesen!

Diese Gedanken erheiterten meine Seele und vertrieben die Zweifel, die in ihr entstanden waren, über die Frage: ob es gut, ob es in Beziehung auf das sittliche Glück des Menschen wohlthätig sey, die Schleusen der gewinnsüchtigen Betriebsamkeit und so vieler Leidenschaften, die der Handel gebiert, gewaltsam zu eröffnen; und mit der Quelle des Reichthums auch einen Strom von verdoppelten Bedürfnissen, von Thor-

heit und Laster, über diese jetzt noch stillen, friedlichen, in genügsamer Armuth ruhenden Gegenden zu ergießen? Ich gedachte des Zürcher Sees und seufzte tief.

Wie viel wahres stilles Menschenglück hat der zu hoch steigende Erwerb der Baumwoll-Fabriken und der partielle Ueberfluß, den er hervorbrachte, dort zerstört!

So kann es freilich, vieler Ursachen wegen, im Hochlande nicht werden. Noch sind der Hindernisse zu viel, die kaum — ja zum Theil gar nicht, als zum Beyspiel das Clima — weggeräumt werden können; der Mängel zu viel, denen abzuhelfen Mittel und Kräfte fehlen.

Baares Geld zu Anlagen und Vorschüssen wäre das Hauptererforderniß; und welche nicht zu erwartende Aufopferungen, die sich erst spät wieder lohnen würden, wären hierzu erforder-

lich. So ist die Lage der Hebriden, besonders die Lage von Mull äußerst günstig zur Fischerey und Schiffarth. Alles, was aus dem Westen von England kömmt, als von Liverpool u. s. w.; alles, was nach Norden schifft; dann auch was von Greenok an der Schottischen Küste, also von Glascow und vermöge des Verbindungskanals aus dem deutschen Meere kömmt, muß hier vorbey. Der Hafen von Tobermorey, durch die kleine Insel Calva vor Stürmen geschützt, ist bequem; auf der ganzen Farth ist kein besserer Platz zum Einnehmen des Wassers. Aber es würde große Summen erfordern, um den Hafen in den Stand zu setzen, viele Schiffe einzunehmen, und das würde sich nur dann der Mühe verlohnen, wenn die Einwohner der In-

sel selbst Antheil an der Schiffarth nehmen könnten.

So macht es auch die Fischerey unumgänglich nothwendig, das Meer selbst zu befahren, wenn nicht der Vortheil Fremden überlassen bleiben soll. Der Heringsfang, den die Natur durch ein außerordentliches Zunehmen der diese Küsten bestreifenden Heringszüge so sichtbar andeutet, kann darin keine große Bedeutsamkeit erhalten, weil das Salz durch die darauf liegenden Abgaben zu theuer ist. Der Wallfischfang liegt den Hochländischen Insel- und Küstenbewohnern so nahe, daß man denken sollte, kein ander Volk könnte ihn so benutzen, wie sie. Aber sie haben keine Schiffe, die zu großen Ladungen und Seereisen taugen; sie haben kein Holz, welche zu erbauen; kein Geld, dieses Holz aus Irland zu kaufen, Schiffswerfte zu errich-

ten, und zu dem nöthigen Handwerksverkehr den ersten Grund zu legen.

Dem in so vieler Rücksicht äußerst nachtheiligen Mangel des Holzes abzuhelfen, verbietet nach der Meinung einiger Hochländer die Natur des Bodens und des Climas. Sie sagen, daß auf den Hebriden schon viele Versuche damit angestellt worden wären, die nach Verhältniß der Mühe und Kosten nicht gut ausgefallen wären. Einige behaupten sogar, seit einigen Jahrhunderten sey eine so große Veränderung im Climat des westlichen Schottlandes vorgegangen, die Wirkungen der Winde seyen so viel heftiger und nachtheiliger geworden, daß man aus dem vormaligen Zustande nicht auf den jetzt möglichen schließen könne. Andere Sachverständige versichern, daß es durchaus nur auf Fleiß und Beharrlichkeit ankomme, um recht gutes

Holz zu erziehen. Diese leztern haben viel Gründe für sich. Die Gedichte Ossians, die Geschichte, alle Nachrichten aus dem Alterthum erwähnen der großen Wälder Caledoniens. Es erhellt aus allen, daß selbst die höchsten und jezt ödesten Gebirge mit Wälder bedeckt gewesen sind. In Torfmooren — sogar in solchen, die auf Bergen liegen, als z. B. auf den Gipfeln der Bergkette, die man grampian Hills nennt — findet man versunkene Stämme von der großen Schottischen Fichte und von Eichen, die vier bis fünf Fuß im Durchschnitt haben. Wo nur auf den Hebriden der Boden moosig genug ist, um die Fäulniß vom versunkenen Holze abzuhalten, gräbt man Ueberbleibsel von Bäumen aus, die nicht aus einer sehr entfernten Zeit da liegen können. Auch findet man hier und da, freilich sparsam, kleine Stellen, wo

Holz steht, das sich aus den alten Waldungen fortgepflanzt zu haben scheint. Verschiedene Pflanzungen der großen Eigenthümer, besonders die vortreflichen Gehölze bey Inverary bestätigen die Meinung derjenigen, die von einer sorgfältigen Behandlung sich hinreichendes Holz versprechen für alle Bedürfnisse der Hochländer, worunter hier, wie in ganz Brittannien, keine Feurung verstanden wird, da Steinkohlen und Torf diesen Dienst leisten. Eine ausserordentlich große Gattung von Fichte und der Lerchenbaum, die beyde in Schottland einheimisch sind, würden, wenn sie nur dicht genug gepflanzt und gegen Nord- und Ost-Winde etwas beschützt wären, in den mehrsten Gegenden fortkommen. Den Lerchenbaum habe ich selbst in Hessen, wo er auch gut wächst, nicht halb so groß und stark als zu Inverary gesehen. Was aber Obst-

bäume anbetrifft, so scheint es wohl ausgemacht, daß sie nur hinter Mauern an ausgesuchten Stellen mit sehr vieler Sorgfalt auf den Hebriden fortzubringen sind. Süß und saftig würde das Obst auch dann vielleicht nicht werden, weil die Sonne zu selten scheint; darum kennt man es auch auf diesen Inseln kaum dem Namen nach.

Es giebt noch verschiedene Verbesserungen des Bodens und dessen Cultur, die seit etwa 12 Jahren in Anregung gekommen sind. Unter andern das Ausbrennen der Heide. Auch hierin sind die Meinungen getheilt. Einige sind ganz überzeugt, daß aller Boden, der hoch und trocken liegt, zu Vieh- oder wenigstens Schaaf-Weiden sehr gut werden kann, wenn die Heide weggebrannt ist. Jetzt wächst dort das Heidekraut so üppig und hoch, daß ungeheure Stre-

cken dazu gehören, um mäßige Schaafheerden zu ernähren.

Da ich die Heiden im Hochlande mit denen in Niedersachsen vergleichen konnte, so war es mir augenscheinlich auffallend, daß sie ganz anderer Art sind. Der hochländische Boden, der durch so viele Bergquellen gewässert wird, ist bey weitem nicht so trocken, und besteht nicht aus so tiefen Lagen eines unfruchtbaren Sandes, wie es z. B. im Lüneburgschen der Fall ist. Der hiesige ist ein verwilderter, vielleicht seit Jahrhunderten, vielleicht seit seiner Entstehung ungebauter Boden, der nur Arbeit erfordert, um nützliche Gewächse hervorzubringen. Einige Beyspiele beweisen schon jetzt, daß es sich so verhält, und daß die Ausbrennung der Heide mit großem Vortheile geschehen ist. Man nannte mir unter andern einen großen Strich

Land am Cruachan, welcher vor zwanzig Jahren durchaus wild und nicht einmal zur Schaafweide brauchbar gewesen, und jetzt durch den anhaltenden Fleiß eines Pächters die beste Schaafweide im Hochlande geworden ist. Große Vorsicht ist jedoch beym Ausbrennen anzuwenden, damit nicht, wie schon einigemal geschehen, das Feuer zu weit um sich greife, und die wenigen Gehölze, die noch vielleicht in der Gegend stehen, verzehre. Es ist sonderbar, daß eine Parlamentsacte das Verbrennen der Heide eingeschränkt hat, damit der Jagd der Birkhühner (Moor fowls), die in Brittannien sehr beliebt ist, nicht zu viel Eintracht geschehe.

Mit einem Brande ist noch nicht alles gethan, sondern es muß in einem Jahre einigemal wiederholt werden, um nicht allein die Wurzeln, sondern auch den wiederaufschlagenden Saamen

zu vertilgen. Das erste zarte Gras, welches auf dem befreiten Boden wächst, muß auch nicht im ersten Jahre von den Schaafen abgefressen werden. Daher darf man nicht zu große Strecken Heide auf einmal verbrennen.

Alles dieses erfordert mehr Thätigkeit, Geduld und ausdauernden Fleiß, als man den Hochländern zutrauen darf. Aber das standhafte Ermahnen, Belehren und Beyspielgeben ist ja auch die Pflicht der Angesehenen und Gebildeten, und dieses ist der rühmliche Zweck der Hochländischen Gesellschaft (Highland Society).

Es dünkt mich hier der Platz zu seyn, von dieser vortreflichen Anstalt etwas zu sagen. Da ich vorigen Winter in Edinburg oft in dem Hause des Herrn Macdonald von St. Martin gewesen bin — es ist der Vater des braven Jünglings, der mit unserm Freunde in

Deutschland war — welcher einer der ältesten Mitglieder der Hochländischen Gesellschaft ist, so hatte ich Gelegenheit, verschiedene andere Mitglieder kennen zu lernen und Unterredungen anzuhören, die mir von dem Zwecke und der Einrichtung dieser Stiftung sehr vortheilhafte Begriffe gaben. Ich bin überzeugt, daß meine Landsleute diese Nachrichten mit Theilnahme lesen werden; doch auch vielleicht mit einiger Betrübniß, wenn sie den Gemeingeist, der in Brittannien alle öffentlichen Unternehmungen zur Beförderung des allgemeinen Wohls unterstützt, mit der Kälte vergleichen, mit der Flüchtigkeit und — um ein triviales, aber hier gewiß anwendbares Wort zu gebrauchen — mit der Knauserey, die bey uns alles verstümmelt und aufreibt, was auch noch so gut begonnen wird. Eine patriotische, öconomische, philantro-

pische Gesellschaft 2c. 2c. in irgend einer kleinen deutschen Provinz, so vortrefliche und aufgeklärte Menschen auch unter ihren Mitgliedern seyn mögen — was kann sie ausrichten in dem engen Kreise, in dem sie beschränkt ist, und bey dem Mangel am unentbehrlichsten Nerv?

Wahrscheinlich hat die Hochländische Gesellschaft — eben weil sie aus Schotten, nicht aus Engländern besteht, weil sie in Edinburg, nicht in London ihren Mittelpunkt hat — mit mancherley Hindernissen zu kämpfen gehabt. Doch konnte sie solche überwinden, weil sie von der Regierung unterstützt ward, und viele Menschen von Ansehn und Reichthum zu einem Zwecke verband. Auch strebt sie nicht nach Publicität, läßt keine Tonangeber gelten, begünstigt keine Steckenpferde des Zeitalters, sie mögen critisch oder phisiokratisch heissen, läßt sich nicht

durch einen mißlungenen Plan abschrecken, und bestrebt sich in allen ihren Seehandlungen die größte Einfachheit zu bringen.

Die Geschichte und Einrichtung der Highland Society ist kürzlich folgende.

Sie entstand im Jahr 1784 durch eine Verbindung von wohlgesinnten Standespersonen aus dem Hochlande, die sich vorsetzten, ihr vernachlässigtes hülfsbedürftiges Vaterland in einen allmählig fortschreitenden Gang der Cultur zu bringen. Die Gesellschaft ward bald zahlreich, und organisirte sich. Sie ernannte einen Präsidenten — dies ist der Herzog von Argyle, der, wie ich glaube, jedes Jahr aufs neue erwählt wird — vier Vice-Präsidenten, von denen zur Zeit nur zwey durch jährlich erneuerte Wahl in Thätigkeit sind. Der Herzog von Buccleuch ist schon seit einigen Jahren vor-

ſitzender Vice-Präſident. Der berühmte Feldherr, Sir Ralph Abercomby hat auch einige Jahre die Stelle bekleidet, wenigſtens dem Namen nach, da ihm ſeine kriegeriſche Beſtimmung noch wichtigere Geſchäfte gab. Secretär iſt Herr Macdonald von St. Martin, und jetzt auch Schatzmeiſter, da man dieſe Stellen verbunden hat. Es heißt von ihm in einer öffentlichen Acte der Geſellſchaft: „Sein Fleiß, ſeine unermüdeten redlichen Bemühungen wären für die Geſellſchaft und ihren Zwecken von ſo ausgezeichnetem Nutzen, daß ſein Name von ihrer Geſchichte nie getrennt werden könne.“ Ferner ſind ein Unterſecretär und ein Paar Schreiber angeſetzt, und nur dieſe zwey letzten und einige ſubalterne Diener erhalten eine kleine Beſoldung.

Halbjährig ward ein Tag zur allgemeinen

Versammlung angesetzt; übrigens ein permanenter Ausschuß (Committee) ernannt, zu welchen der Präsident, zwey Vice-Präsidenten und die Secretarien gehören. Die Committee hält monatliche und auch ausserordentliche Sitzungen, wenns die Geschäfte erfordern. Alle Mitglieder der Gesellschaft können den Sitzungen der Committee beywohnen, doch haben sie da keine Stimme. Von allen dort vorfallenden Verhandlungen, muß der Ausschuß der allgemeinen Versammlung Bericht abstatten.

Bey der Aufnahme bezahlt jedes Mitglied eine Guinee, und dann jährlich eine, nebst einer halben Krone (18 ggr.) zur Besoldung der Bedienten. Ehrenmitglieder bezahlen nichts.

Ohne Unterstützung der Brittischen Regierung würde diese Einnahme nicht weit gereicht haben. Auch blieb diese nicht aus. 1787 ward

der Gesellschaft eine öffentliche Bestätigungsacte (Charter) vom Könige ertheilt. 1789 ward durch eine Parlamentsacte festgesetzt, daß von der Summe, welche die Eigenthümer der beym Successions-Kriege in Schottland confiscirten Güter bey der Zurückerhaltung derselben bezahlen mußten, 3000 Pfund der Hochländischen Gesellschaft in Edinburg zukommen soll.

Mit allen diesen Geldern hat die Gesellschaft so gut gewirthschaftet, daß sie schon jetzt im Stande ist, ansehnliche Prämien auszusetzen. Eine jährliche Summe von 250 Pfund ist dazu bestimmt. Für nützliche Erfindungen und Verbesserungen der Landwirthschaft werden noch ausserdem Belohnungen und Unterstützungen gelegentlich ausgegeben. Die Gesellschaft hat in Edinburg ein Haus gekauft, wo ihre Zusammenkünfte gehalten werden.

Ich habe eine Liste der Prämien auf das Jahr 1799 gesehen, und finde, daß sie mit großer Einsicht ausgewählt sind, und alles umfassen, was dem Zustande der Hochlande angemessen ist. Die ausgesetzten Preise steigen von 3 bis 50 Guineen. Die höchsten sind für eingesandte Abhandlungen bestimmt, deren Gegenstände aufgegeben werden. Es wird von ihnen verlangt, daß sie klar und faßlich geschrieben, daß die darin erwähnten neuen, nicht allgemein bekannten Thatsachen, durch gültige Autoritäten erwiesen, und daß sie den Fähigkeiten der untersten Volksklassen angemessen seyn sollen. Die besten dieser Preisschriften, werden, so wie die wichtigsten Actenstücke der Gesellschaft von Zeit zu Zeit im Druck erscheinen. Im Jahr 1799 ist bereits ein Band erschienen, unter dem Ti-

tel: Transactions of the Highland Society of Scotland.

Die geringern Preise sind für Tenants und arme Landleute welche sehr weislich nach den verschiedenen Districten in Classen eingetheilt sind. Ich will aus der Menge nur einige als Beyspiel anführen.

Wer die größte Strecke Moorgrund in Stand gesetzt hat, Gras zu tragen, 10 Guineen. Wer die beste Erfindung gemacht hat, einen Strich Heide zu bewässern, 6 Guineen. Wer auf einer vorgeschriebenen Fläche die mehrsten Weiden pflanzt, es müssen aber nicht weniger als 8000 in einem Jahre seyn, 10 Guineen. Wer das mehrste Heu von gesäeten Grase aufbringt, 2 Guineen u. s. w.

Die Hauptzwecke der Gesellschaft sind:

1) Genaue Erkundigung und Kenntnisse einzuziehen von dem gegenwärtigen Zustande der Hochlande und ihrer Bewohner.

2) Nachforschungen über die Mittel der Verbesserungen durch Verfertigung von Landstraßen, Anpflanzung von Bäumen, Anbau von Dörfern und Städten, Emporbringung des Ackerbaues und der Fischerey, Einführung besserer Ackerwerkzeuge und möglicher Manufacturen.

3) Bemühung die Eigenthümer zu gemeinschaftlichen Zwecken zu vereinigen und die Aufmerksamkeit der Regierung auf den Wohlstand der Hochlande zu erregen und zu unterhalten.

4) Für die Erhaltung der originellen Sprache, Poesie und Musik des Hochlandes, Sorge zu tragen.

Die Gesellschaft hat Circularbriefe ausgeschickt, um diejenigen Leute im Hochlande, die

über das Alterthum und die Aechtheit der Ossianischen Gesänge Auskunft zu geben im Stande sind, dazu aufzufordern.

Die Zahl der Mitglieder nimmt immer zu. Jetzt sind deren 500. Der hohe Adel von Schottland, viele Mitglieder beyder Parlamentshäuser, alles was Gelehrsamkeit oder Einfluß hat, scheint sich eine ernstliche Angelegenheit daraus zu machen, in diesem edlen und nützlichen Institut aufgenommen zu werden.

Wir wollen aus der Ferne seinem Gange mit Theilnehmung folgen, und uns seiner Fortschritte freuen.

Gern hätte ich über den Zustand der Schulen in Mull genaue Nachricht eingezogen; doch das war unmöglich. Ich konnte keinen Un-

terricht mit anhören, weil man hier so wenig als in ganz Schottland etwas thun muß, das dem Volke zu auffallend und ungewöhnlich ist. Auch hätte es mir nichts geholfen, da beynahe alles Galisch gelehrt wird. Aus dem wenigen Englischen Unterrichte, der wie es scheint, in Mull gegeben wird, schließe ich, daß die Schulen auf dieser Insel schlechter und vernachlässigter sind, als in andern Gegenden des Hochlandes. Es sind deren sechs. Sie werden durch eine kleine Auflage auf das Landeigenthum unterhalten, die schon unter der Regierung König Wilhelms festgesetzt ward.

Auf der Insel sind drey Presbyterianische Kirchen und drey andere zum Gottesdienste bestimmte Häuser. Um dies zu verstehen, muß man wissen, daß in ganz Schottland Nebenkapellen errichtet sind. In den volkreichern Provin-

zen geschieht es, weil viele Kirchen zu klein sind, um die zunehmende Menschenmenge zu fassen; zum öftern aber geschieht es nur, um der Gemeine oder dem Prediger Erleichterung zu verschaffen, wenn die Kirche zu entfernt von den zerstreuten Wohnungen eines Theils der Gemeine ist. In solchen Neben-Capellen, die meistens klein und schlecht sind, können mit Erlaubniß der Synode junge noch nicht ordinirte Geistliche predigen. Sie erhalten dafür durch Subscription einen jährlichen Gehalt von den Familien, die von ihnen bedient zu seyn wünschen. Copuliren, Taufen, Sacramente administriren, dürfen sie nicht. Das kann nur ein ordinirter Pfarrer. Auch in Oban ist eine solche Nebenkapelle, weil die Wohnung des Pfarrers ziemlich entfernt ist. Dies veranlaßte, daß gleich nach unserer Ankunft Herr Macdonald nach einigen Häusern geholt ward, um

Kinder zu taufen und Eheleute zu copuliren. Da in Schottland für alle diese kirchlichen Handlungen nichts an den Prediger bezahlt wird, so macht es keine Schwierigkeit, den zu erbitten, den man am nächsten bey der Hand hat.

Die Prediger stehen sich in Mull ganz gut. Ueberhaupt giebt es in Schottland weder sehr einträgliche noch sehr schlechte Pfarrdienste. Sie sind, wie es scheint mit Vorsatz und nach den Grundsätzen apostolischer Genügsamkeit, zu einem Mittelzustand eingerichtet, der sowohl Ueberfluß als Mangel ausschließt. Die Einnahme der Prediger in Mull, welche durch verhältnißmäßige Auflagen auf Grundeigenthum und Einkünfte schon seit 1635 festgesetzt ist, besteht beynahe ganz in Naturalien und beträgt bey gewöhnlichen Preisen 100 Pfund; bey der jetzigen Theurung aber ist sie über das Doppelte gestiegen.

Die Pfarrwohnungen auf dieser Insel scheinen mir ungesund und schlecht. Ueberhaupt sind diese Männer, vorausgesetzt, daß sie gebildet und gelehrt sind, sehr zu bedauern, wenn sie nicht in ihren Familien und in sich selbst Genuß und Unterhaltung finden, denn von der gebildeten Welt, von geistreichen Umgang, von allem was dem Geiste Nahrung geben kann, sind sie wie durch eine Kluft geschieden.

Ein sehr drückender Umstand ist der Mangel an Aerzten und Apotheken. Ich glaube, daß jetzt in Tobermorey eine Art von Wundarzt sich aufhält. Aber wenn er auch nicht ganz unwissend ist, so hilft er doch den Leuten, die am andern Ende der Insel 24 Meilen von ihm wohnen, sehr wenig, da sie weder Fahrzeuge noch Pferde haben, ihn durch die schlechten Wege schnell kommen zu lassen. Derselbe Mangel hat

auf den größern Inseln Sky und Long-Island statt. Zum Glück bedarf der feste Körperbau dieser Menschen bey ihrer mehr als einfachen Lebensweise nur selten der Hülfe der Arzeneykunst. Doch kommen auch Fälle, wo ihr gänzlicher Mangel sehr quälend ist.

Von der Sinnesart, dem Wesen und Betragen der Menschen, die auf Mull leben, habe ich noch nichts gesagt und kann auch nicht viel davon sagen, da ich sie nur gesehen und unverständliche Laute von ihnen gehört habe. Manche Characterzüge und Anecdoten, die ich über die Hochländer überhaupt aus Schriften und Unterredungen angemerkt habe, will ich zusammenfassen, wenn ich die Gegend ganz verlasse.

Die Einwohner von Mull scheinen mir nicht so schön gebildet und so energisch, als die von Glen-Orchay und Oban. Doch sehen

sie gutmüthig, sanft und gesund aus. Besonders haben die Weiber ein roh-unschuldiges Ansehen, wie ich es noch nirgends bemerkte. Man sieht mehr Weiber als Männer, da so viele von diesen im See- und Landdienste stehen.

Nach allem was ich, seit ich Inverary verließ, beobachtet und aufgezeichnet habe, brauche ich nicht zu wiederholen, daß die Einwohner von Mull so wie alle Hochländer, die zur Classe des gemeinen Mannes und der Tennants gehören, ein beschwerliches, kümmerliches Leben führen. Wie sehr sie noch in den allereinfachsten Künsten des gemeinen Lebens zurück sind, will ich durch einige Beyspiele beweisen. Erst seit kurzem hat man ein Paar Wassermühlen in Mull erbauet. Bis dahin bediente man sich allgemein der Handmühlen (Querns). Auch noch jetzt sind sie bey vielen der ärmern Einwohner

üblich, weil sie den Mahlzins ersparen wollen. Mich dünkt, es könne kein Vortheil dabey seyn, weil das Mahlen mit der Hand das Mehl nicht rein aus den Körnern treibt. Die Maschine ist sehr einfach. Sie besteht aus zwey runden, glatten Granitstücken, von etwa 20 Zoll im Durchschnitte, die vollkommen auf einander passen. Im untersten Stein ist ein kleiner hölzerner, oben abgerundeter Pflock befestigt, auf welchem der obere Stein sich wiegend dreht. Dieser hat eine Oeffnung, in welcher ein hölzerner Stab befestiget ist, mit dem der obere Stein schnell herumgedreht wird. Neben dem Stabe ist Platz zum Einschütten der Körner. Nachdem das Korn im Ofen getrocknet ist, welches immer geschehen muß, wenn es brauchbar seyn soll, setzen sich zwey Weiber auf den Boden und nehmen den Quern zwischen sich; die eine wirft die Körner

allmählig hinein, die andere dreht. Sie wechseln damit ab und singen in eins weg Galische Lieder bey der Arbeit.

Ein anderer noch kümmerlicherer Behelf ist das Walken ihrer wollenen Zeuge. Sie spinnen, weben und verfertigen alle ihre Kleidungsstücke ohne Ausnahme selbst. Sobald eine Hausfrau ein Stück wollen Zeug vom Weberstuhle abnimmt, ruft sie etwa ein Dutzend ihrer Nachbarinnen zusammen. Sie setzen sich um einen Tisch, auf welchem sie einige in Form eines Rosts zusammengenagelte Leisten legen. Nun pressen sie das wollene Zeug mit den Händen und reiben es so hart als möglich gegen die Leisten. Wenn ihnen die Motion zu stark wird, so legen sie die Leisten auf dem Boden, setzen sich umher, und stoßen das Tuch, so gewaltsam als möglich, mit den Füßen darauf herum, bis es weich und platt genug ge-

worden ist. Auch bey dieser höchst beschwerlichen Arbeit werden alte Heldenlieder und Ossiansche Fragmente gesungen, uud das oft mit einer tobenden Begeisterung, die dem Wahnsinn gleicht.

Es ist hier der Ort, denjenigen Lesern, die keine Abbildungen und Beschreibungen von der Bergschotten-Kleidung sahen, einen Begriff davon zu geben. Der Stof, den sie zu ihrer Kleidung nehmen, ist seit vielen Jahrhunderten der nehmliche. Es ist eine Art von Camlot, den man Tartan nennt, ganz aus Wolle, zuweilen mit einem baumwollenen Einschlag, allezeit großwürflich in bunten grell abstechenden Farben gewählt. Gelb, roth und grün sind die herrschenden Farben. Ich bemerkte, daß diejenigen, welche sich neuerlich Kleidung haben machen lassen, und überhaupt etwas elegant seyn wollen, einen Tartan tragen,

der nur in den Schattirungen von grün mit etwas schwarz gewürfelt ist. Dies sieht sanfter und besser aus, als die Mischung von gelb, roth und grün. Die Kleidung der Weiber ist von eben dem Zeuge, übrigens im Schnitt und Form von der in Schottland allgemein üblichen, wenig abweichend. Auch tragen sie die häßlichen weissen Mützen, mit lang herabhängenden Backenstücken, die man in ganz Brittannien beym weiblichen Theil des Landvolks sieht. Den Plaird oder Mantel tragen sie grade so wie wir unsre Shawls.

Die Kleidungsstücke der Männer sind: der Philabeg, eine Jacke mit Kragen, Klappen und Armaufschlägen, alles vom nehmlichen Zeuge; der Kilt, eine Art von Schurz, oder vielmehr ein dickgefalteter kurzer Weiberrock, der ihre Hüften umschließt und nur eine Hand hoch über die Knie

reicht, so daß diese bloß zu sehen sind; ein Halbstrumpf von Scharlach und in weißen Würfeln gewebt; an den Füßen Brogues, dies sind dicke Stücke Leder mit Riemen über dem Fuße befestigt, die sie selbst zuschneiden und bereiten. Ferner, der Plaird, ein langes Stück Tartan, das auf der Schulter in Falten zusammengenommen, mit einem Riemen befestigt ist, zierlich um den Leib geschlagen wird, wie eine Schärfe und dessen Ende über den Arm hängt. Wenn es regnet, knüpfen sie den Plaird von der Schulter los, falten ihn auseinander und verhüllen sich darin. Auf dem Kopfe tragen sie eine Müze, deren parchenes Unterfutter fest am Kopf schließt. Das blaue Oberzeug ist etwas gepuft und hat einen buntgewürfelten Rand. Allemahl ist eine schwarze oder weiße lange fliegende Feder auf der Müze befestiget. In dem Gürtel tragen sie

den Dirk, eine Art Dolch von antiker Form. Der Gürtel befestigt am Unterleibe eine Tasche von Fuchs- oder Otterfell mit vielen Schnüren und Quästen verziert, in welcher sie ihr Geld, ihren Taback, und dergleichen verwahren.

Diese Kleidung, wie ich sie da beschreibe, ist für einen schönen Wuchs — und ich glaube nicht, daß man einen übelgewachsenen Menschen im Hochlande findet — äußerst vortheilhaft. Sie hat etwas ausgezeichnetes und wirklich majestätisches. Ihre Aehnlichkeit mit der Kleidung der Römer ist auffallend. Hier ist der Cothurn, die Toga, die befiederte Mütze, der Dolch. Doch Herr Macdonald und mehrere meynen, es könne keine Nachahmung der Römer seyn, die nur als verhaßte Feinde, den Hochländern bekannt waren, sondern es sey die Erfindung eines natürlich guten Geschmacks und des Bedürf-

nisses. Nothwendig müssen die Hochländer kurz gekleidet seyn, um ihre Berge zu ersteigen und ihre vielen Lochs und Flüsse zu durchwaten. Man sollte denken, die völlig unbekleideten Beine müßten in einem so feuchten, windigen Clima, viele Erkältungen und Gichtbeschwerden nach sich ziehen; doch versicherte man mich, diese Krankheiten wären im Hochlande seltener, als im östlichen Schottlande.

Leider wird die schöne Bergschotten-Kleidung jetzt schon nicht mehr so allgemein und regelmäßig getragen, als in der ersten Hälfte des Jahrhunderts. Nach dem Successionskriege ward es den Hochländern als eine harte Strafe auferlegt, den Kilt und Plaird nicht mehr zu tragen, sondern sich wie die Engländer zu kleiden. Sie gehorchten so wenig als möglich und immer mit dem bittersten Widerwillen. Jetzt können sie sich

tragen wie sie wollen, und eben deshalb vielleicht nehmen sie aus freyem Willen die Englische Tracht allmählig an. Es sieht sonderbar aus, wie jetzt die beyden Trachten in Coalition kommen. Bald sieht man den Plaird auf einer völlig englischen Kleidung; bey einigen ist der ganze obere Theil Hochländisch, der untere Englisch; bey andern ists umgekehrt u. s. w.

Diese Menschen mit ihren sich allmählig verändernden und verlierenden Nationalsitten, kommen mir vor wie die ausartenden Tulpen, die ihre bestimmten glänzenden Farben eine nach der andern verlieren, und sich endlich alle ähnlich sehn.

Ich bin erst in Mull mit der Hochländischen Nationalmusik recht bekannt geworden. Vorher hatte ich nur von ferne einmahl auf der Bag-Pipe spielen hören. Abends saßen einige

Männer in Tobermorey am Hafen und ließen sich einige Stunden hindurch, wahrscheinlich um mir Freude zu machen, auf diesem Instrument hören. Es hat einige Aehnlichkeit mit dem Dudelsack, den man noch zuweilen im südlichen Deutschland findet, nur ists ein größeres, weit stärker tönendes Instrument, mit einem großen Rohre und einigen kleinern. Das erstere wird mit dem Munde geblasen, auf den andern wird mit den Fingern gespielt. Unter dem rechten Arme liegt der Sack durch dessen Druck der Ton verstärkt oder geschwächt wird. Es ist gar nicht leicht zu spielen und erfodert ziemlich gewaltsame Gebehrden. Ich kenne keinen Ton, der meine Gehörnerven auf eine unangenehmere Weise angegriffen hätte, als diese Musik. Sie erinnert an die Bärentänze, denen wir auf deut-

schen Jahrmärkten nicht immer schnell genug aus dem Wege laufen können.

Wenn nicht ein wenig Affectation dabey ist, daß Leute von gutem Ton in Begeisterung gerathen, und zarte Damen sogar tiefe Rührung empfinden wenn sie diese Töne hören, die doch wahrlich nicht für die nehmlichen Ohren bestimmt seyn können, die Gluck, Mozart und Paisiello entzückt; so kann ich mir diese Wirkung nicht anders erklären, als daß die Einbildungskraft von Erinnerungen aus dem frühen Leben und von den Erzählungen aus einer heroischen Zeit, womit diese Musik in genauer Verbindung ist, so lebhaft ergriffen wird, daß eine Art von poetischer Täuschung entsteht, welche an die Stelle der Musik tritt. Es ist ohngefähr der nehmliche Fall wie mit dem Schweizer Kuhreigen. Nur begreife ich viel eher, wie diese Al-

penmusik auf Menschen wirkt die meist Hirten waren, und nichts schöners sahen, als ihre Berge.

Bey keinem alten Volke konnte je eine Musik mehr Nationalsache seyn, als dieser Dudelsack bey den Hochländern seit vielen Jahrhunderten gewesen ist. Er tönt wild und betäubend genug um sie zur Schlacht zu führen und dann wieder so zerreissend, so jämmerlich klagend, daß die Gefallenen kein besseres Todtengeheul verlangen konnten. In alten Zeiten hielt sich jeder Stamm sein eigenes Institut zur Erlernung und Ausführung der Nationalmusik. Auf Mull war bis vor etwa sechs Jahren eine berühmte Schule Marleanscher Stammpfeifer. Der letzte war ein gewisser Macrimmon, von dem noch viel im Hochlande gesprochen wird. Das Amt war erblich vom Vater auf Sohn. Ich glaube es

war eine Art von Lehn mit dem Besitz einiger liegenden Gründe verbunden. Einige Familien haben jetzt noch ihre eigenen Pipers. Doch kömmt diese Dudeley immer mehr aus dem Gebrauche.

In Edinburg wird jährlich während des Pferderennens, also leider grade in dieser Zeit, ein öffentlicher Wettstreit von Bag-Pipers gehalten, wozu sich alles einfindet, was von Hochländischen Herren und Damen in der Nähe ist. Man sagt, daß mit unbeschreiblichem Interesse, ja sogar mit Leidenschaft, an dem Kampfe Theil genommen wird. Die Preise sind, ein elfenbeinerner Dudelsack, ein schönes Gewehr, ein vollständiger Anzug u. s. w.

Herr Macdonald sagt in einer Note zum Faujas: man müsse diese Musik des Mittelalters nicht verwechseln mit der, welche mit den Ossian-

schen Poesien, in Verbindung stand. Die wilde, barbarische Sackpfeife ist offenbar Scandinavischen Ursprungs, also viel neuer. Es ist nicht möglich sich zu denken, daß die schönen, sanften Gefühle Ossians bey diesem grellen Gequäke hätten entstehen und davon begleitet seyn können. Wenn man Ossians Lieder im Original hersagen hört, fühlt man daß sie von der Harfe begleitet seyn müßten, nemlich von gewissen Läufen und Accorden zwischen den einzelnen Zeilen und Sätzen des Gedichts.

Man hat im Hochlande eine andere kleine Art von Pfeife, die nicht unangenehm ist und dem schottischen Triller, der so beliebt ist, und so allgemein gehüpft wird, ganz lustig begleitet.

Der Morgen, den ich vor meiner Abreise in Mull zubrachte, war ausserordentlich schön, und ich genoß ihn ganz, da ich früh aufstand und die schönsten Stellen aufsuchte, die ich auf den nahegelegenen Hügeln finden konnte. Der Anblick des Meers, wenn es von der Sonne beleuchtet, so blendend, so fleckenlos und unbegränzt vor mir liegt, würkt immer sonderbar erschütternd auf mein ganzes Wesen. Ich danke dem Führer meines Lebens, daß ich diesen erhabenen Genuß kenne. Ich glaube zu fühlen, daß er meine Geisteskräfte jedesmahl erhöht und erweitert. Aber zu oft, zu anhaltend mögte ich ihn nicht haben; so wenig als ich in der Messiade, in Milton und in einigen Schriften von Kant anhaltend lesen dürfte. In der Stimmung die ein solches Anschauen, und ein solches Lesen giebt, gleitet die Seele allmählig fort auf dem

Strom der Unendlichkeit; sie verliert die Küste, das heißt, das Maaß, die Gestalt und die Fesseln des Lebens aus den Augen; sie verwechselt ihre Träume, ihre Ahndungen mit ihrer Kraft, ihre Wünsche mit ihrem Glauben; sie wähnt, sie müsse auf der bestrahlten Bahn einen Weg finden, einen Ruhepunkt, ein Ziel. Und ach! sie erblindet immer mehr; sie wird schwindlich, sie muß zurück, und — sie ist ein Fremdling geworden, da wo sie noch zur Zeit einheimisch seyn und bleiben sollte, im kleinlichen, ängstlichen Gewirre des Lebens. — —

Um Mittag schiffte ich mich ein, nachdem ich traurig sehnende Blicke nach der Gegend hingeworfen hatte wo Staffa liegt. Ein frischer Nordwind, und die nach der Küste von Schottland strömende Fluth, brachten mich nach Oban in 7 Stunden, die mir sehr schnell vergingen,

weil ich die beyden Küsten von Mull und Morven, und dann Lismore, Kerrara, und die schöne Bay von Oban in einem sehr günstigen Lichte betrachten konnte.

Es ward nur zu bald entschieden, daß keine Möglichkeit da sey, noch einmahl einen Versuch auf Staffa zu machen. Umsonst war Wunsch und Streben. Es konnte nicht seyn! — —

Vielleicht hat meine große Sehnsucht Staffa zu sehen, einige Leser, die keine Abbildungen und Nachrichten von dieser merkwürdigen Naturerscheinung kennen, neugierig gemacht. Um sie nicht ganz ohne Kenntniß davon zu lassen, will ich einen Brief übersetzen und einrücken, den mir Herr Macdonald ein Jahr vor meiner schottischen Reise nach Deutschland geschrieben hat.

Da Herr Macdonald weniger eine Be-

schreibung von Staffa machen, als mir einen Vorgenuß der Eindrücke geben wollte, die er mir ankündigte, so will ich seinem Briefe einige Bemerkungen hinzufügen, die dasjenige erläutern, was er nur in Beziehung auf Schriften, die mir schon bekannt waren, angedeutet hat.



Kilphedir auf South-Uist
den 25. July 1798.

Unter den Bewegungsgründen, die Ihnen, meine Freundin, eine Reise in mein Vaterland wünschenswerth machen konnten, war gewiß für eine solche Kennerin schöner Gegenden keiner so überredend, als die Ueberzeugung, Sie würden viele merkwürdige und interessante Naturscenen in Schottland finden, bey deren Genuß Sie vielleicht vergessen könnten, daß Ihre geliebten Alpen durch Bosheit und Thorheit der Menschen freudenlos und unwirthbar gemacht worden sind.

Als wir uns darüber in Leipzig besprachen, ahndete ich nicht, daß wenige Monate spä-

ter ein noch lebhafterer Enthusiasmus für meine Hebriden mich antreiben würde, Sie ganz bestimmt zu bitten, daß Sie doch ja Ihrem Vorsatze getreu bleiben und diese Gegenden besuchen mögten. Wie könnte ich aber, da ich die Beschwerlichkeiten einer solchen Reise für eine Dame von schwächlicher Gesundheit gar wohl einsehe, auf diesem Ihnen gemachten Vorschlag dringend bestehen, wenn ich nicht fest überzeugt wäre, daß Sie in meinem rauhen entlegenen Vaterlande, in den Gebirgen und Inseln von Schottland Gegenstände finden würden, die es werth sind, mit aufgestellt zu werden, in der schönen Bilder-Gallerie, die Ihre poetische Seele in Frankreich, in der Schweiz, in den vorzüglichsten Gegenden ihres deutschen Vaterlandes eingesammelt hat. Und im gegenwärtigen Augenblicke, da ich noch ganz voll von den

neuen Eindrücken bin, die ich bey meiner Herreise empfing; da ich noch von der Freude und Begeisterung glühe, die mir Ua-bhinn *) (die Fingals-Höhle auf Staffa) noch eben so warm, so berauschend einflößte, als da ich sie in den Tagen meiner frühen Jugend sah — jetzt sage ich Ihnen mit kühner stolzer Zuver-

*) Ua-bhinn. Melodische Höhle. Dieser Name ist seiner wahren Galischen Bedeutung nach der Sache sehr angemessen. Das zwischen den Basalt-Pfeilern eingeschlossene Wasser, welches sich in großer Menge durch die Hauptöffnung in die Höhle ergießt, dringt durch kleinere Oeffnungen wieder heraus. Die Luft, welche durch das Gewicht des mehr oder minder bewegten Wassers zusammengedrückt wird, giebt dann einen sonderbar angenehmen Ton. Ein Reisebeschreiber sagt: „Es ist am Ende der Fingalshöhle irgend ein Abgrund unter der Fläche des Wassers, aus wel-

sicht, und mit dem Eifer der Freundschaft, die so gerne das schönste und beste, was sie genießt, dem Freunde mittheilen mag; — jetzt sage ich Ihnen: kommen Sie, meine Freundin; es wird Ihnen alles gelohnt werden. Die Beschwerlichkeiten einer Seereise, die vier, auch wohl zehn Tage dauern kann; die fatale See-

---

chem jedesmal, wenn das Wasser sich darin ergießt, ein angenehmes melodisches Geräusch hervorschallt."

Es findet sich durchaus keine Spur, daß Fingal oder Ossian diese Höhle gekannt hätten. Vermuthlich also ist der Name Fingalshöhle, wie mehrere Benennungen im Hochlande, eine Art von Huldigung gegen das Andenken des hochverehrten Helden. Vielleicht ist er nur durch Mißverständniß des Worts Uabhinn entstanden, der im Galischen eine Aehnlichkeit mit dem Namen Fingal hat.

krankheit; der Aufenthalt in einem Lande, welches Ihnen in Sprache, Sitten, Lebensweise durchaus fremd ist, und in welchem Sie sich vielleicht Anfangs nicht behaglich fühlen werden; alles, sage ich, wird Ihnen gelohnt werden, schon allein durch den Anblick der Ihrer in Staffa wartet, vieler andern schönen und unterrichtenden Gegenstände nicht zu gedenken, welche Sie in Schottland aufsuchen und antreffen werden.

Ein vollständiges Journal meiner Herreise sollen Sie nicht erhalten. Ich verspreche mir einst ein schöneres von Ihrer Hand zu sehen. Doch von meiner Reise nach Staffa muß ich Ihnen etwas sagen, weil Ihr Andenken mich dort begleitet hat, und ich mir die Freude sehr lebhaft vorstellte, die es mir geben würde, Ihr Führer bey dieser heiligen Wallfahrt zu seyn.

Denn das ist eine Reise nach Staffa für unser eins ganz gewiß; geschickt, die Seele mit hoher Andacht, mit heller Ahndung eines unendlichen Weltgeistes und mit kindlich vertrauender Liebe zu ihm zu erfüllen. Wie selten haben eigentliche Wallfahrten, so fromm und mühsam sie auch seyn mogten, eine solche Wirkung gehabt.

Ich fand in Oban eine Gesellschaft von Herren und Damen, die sich vorgesetzt hatten, die Insel Staffa zu sehen. Gern willigte ich in den Vorschlag, sie zu begleiten, und wir fuhren bey sehr günstigem Wetter in fünf Stunden nach Mull, wo wir in Aros landeten, dicht unter den Ruinen eines Schlosses, das vor vielen Jahrhunderten Macdonald der Inseln (Macdonald of the Isles) als gebietender Herr dieser und der andern Hebriden, bewohnt hat.

Herr M.. l. zu Aros bewirthete uns mit ächter Hochländischer Gastfreiheit. Nun hatten wir sechs Meilen queer über die Inseln zu gehen, um Laggan Ulva zu erreichen, wo einige Fischer wohnen, die kleine Fahrzeuge bereit halten, mit welchen man für den sehr geringen Preis von fünf sh. die acht Meilen nach Staffa fahren kann. Nur bey einem sehr sichern sanften Winde aus West und Südwest sollte man die Reise unternehmen. Bey jeder andern Witterung ist die Landung sehr gefährlich, oft sogar unmöglich. Die steile, auf Basaltsäulen ruhende Küste ist auch noch von allen Seiten mit Basaltblöcken umgeben, die mehr oder weniger aus dem Wasser hervorragen, und unzählige Klippen bilden, an denen die Wellen sich mit Ungestüm brechen. Es ist daher natürlich, daß das Meer schon in einer gewis-

sen Entfernung von der Insel schäumt und sprudelt, und daß sehr stilles Wetter, auch viel Vorsicht und Geschicklichkeit der Schiffer nöthig ist, um an der einzigen kleinen Stelle, die zugänglich ist, zu landen. Wollte man, ohne der Insel sich ganz zu nahen, sich mit der Ansicht derselben aus einer gewissen Entfernung begnügen, so würde diese prächtige Naturerscheinung bey weiten nicht deutlich genug erkannt und beobachtet werden können. Wir waren diesesmal so glücklich, ohne Angst und Gefahr an der Südseite der Fingalshöhle zu landen, und einige Stunden im ruhigen Genuß dieser bewundernswürdigen Scene zuzubringen.

Sie haben Pennants und Faujas de St. Fonds Beschreibungen von Staffa gelesen *)

*) Mein Freund, der gewiß wußte, daß ich die angeführten Schriften kenne, konnte sich gegen mich darauf

und die Kupferstiche zu beyden gesehen. Auch die Zeichnungen, welche Sir Joseph Banks

beziehen. Ich aber darf ohne völlige Unwahrscheinlichkeit nicht voraussetzen, daß die Mehrheit meiner Leser Pennants seltenes, kostbares und gelehrtes Werk über Schottland, und Faujas de St. Fonds größtentheils in mineralogischer Rücksicht unternommene und beschriebene Reise, kennen werden. Es scheint mir also zur allgemeinern Verständlichkeit des obigen Briefs nothwendig, einige Auszüge aus den genannten Schriftstellern hinzuzufügen, vorzüglich die Beschreibung, welche Sir Joseph Banks, der erste aller Reisenden, welcher der Insel Staffa Erwähnung thut, von diesem merkwürdigen Gegenstand dem Herrn Pennant mitgetheilt hat. „Wir wurden, sagt Sir Joseph, gleich bey unserer Ankunft von einer Pracht überrascht, wie wir sie bey weiten nicht erwartet hatten. Die ganze Seite der Insel, der wir zuruderten, ruht auf Reihen von Säulen, die mehr als 50 Fuß Höhe haben, und eine vortrefliche

auf der Stelle hat aufnehmen lassen, und die eine leidliche Richtigkeit haben, kennen Sie.

Ordnung von natürlichen Säulengängen darstellen, welche sich nach derselben Richtung, wie die Buchten und Spitzen der Inseln, herumziehen, und überall einen rohen ungestalteten Fels zur dichten Unterlage haben. Wir gelangten bald an den Eingang der Höhle, welche ohne Zweifel das erhabenste Schauspiel giebt, was je von einem Reisenden ist beschrieben worden. Die Einbildungskraft kann kaum etwas majestätischeres mahlen, als diese Höhle, deren Seitenwände auf Säulenreihen gestützt sind, und deren Decke aus den Enden anderer Säulen besteht, welche zertrümmert werden mußten, um die Höhle zu bilden. Die Farbe der Säulen ist dunkelgrau; eine gelbliche Masse, welche in tropfsteinartiger Gestalt in den Winkeln hervorgetreten ist, macht die Verbindungsstellen sehr deutlich, und giebt den Farbenschattirungen eine Abwechselung, die dem Auge äußerst wohl thut. Der Grund der Höhle erhält kein anderes

Und doch weiß ich gewiß, Sie, Sie selbst mit Ihrer dichterischen und durch öftern Anblick der

---

Licht, als was durch den Eingang einfällt; dies trägt noch zur größern Schönheit bey; denn man sieht dessen ungeachtet den Hintergrund sehr deutlich, welcher eine Säulenmauer ist, deren Säulen ohne Absatz von ungleicher Größe sind, und die der Vorderseite einer Orgel sehr ähnlich sieht. Das Meer dringt bis an das Ende der Höhle; seine Wellen brechen sich mit großem Getöse, und zerfließen in Schaum. Die Bewegung, welche durch Ebbe und Fluth hier beständig unterhalten wird, macht die Luft trocken und rein, und verjagt alle Dünste, welche sonst gewöhnlich diese Art von Höhlen anzufüllen pflegen."

„Die derbe Masse, welche den obern Theil der Höhle deckt, hat an den dünnsten Stellen 20 Fuß Dicke; sie ist aus Prismen von kleinerm Kaliber zusammengesetzt, welche mehr oder weniger regelmäßig, nach allen Seiten hingerichtet, dicht an einander passend, und unten sowohl als in den Gliedern durch

Schweizeralpen an Größe und Erhabenheit gewöhnte Einbildungskraft, Sie können sich kei-

---

eine kalkartige Masse von gelblich weisser Farbe, und durch eingeschnittenen Zeolith zusammen gekittet sind, welches dieser schönen Decke das Ansehn von Mosaik giebt."

„Sehr schöne Säulenpartheien nehmen mehr als die Hälfte des Umfangs der Insel ein. Sie ruhen auf einem Strom von grandigter Lava, und sind selbst der mehr oder weniger schrägen oder wagerechten Richtung dieses Stroms gefolgt. Alle diese Säulendämme sind von einem ungeheuren Guß von mehr oder minder dichter Lava überdeckt, welche auch eine Neigung zur prismatischen Gestalt verräth. Alles dieses macht mich geneigt, diesen Lavastrom, der sich bis unter das Meer fortsetzt, für die Folge eines vulkanischen Ausbruchs zu halten, worin das mit dem Feuer zugleich wirkende Wasser ganz verschiedene Substanzen zusammengeknetet und cristallisirt hat."

nen Begriff machen von diesen Colonaden, von diesem ozeanischen Saal, dessen Seiten und Hinterwände, dessen erhabene Decke lauter Säulen sind, regelmäßige, prismatische Säulen vom schönsten Basalt. Wird denn meine Beschreibung Ihrem Vorstellungsvermögen zu Hülfe kommen? O! ich weiß sehr wohl, daß dieses zu vermuthen, eine leere Anmaßung wäre. Ich will also nichts weiter thun, als nur mit einigen Pinselzügen das Gemählde der Empfindungen, die Staffa mir und meinen Begleitern gab, andeuten, um Ihnen, wo möglich, eine Sehnsucht einzuflößen, welche nur die Gegenwart, nur das eigene Anschauen zu befriedigen vermag.

Die Insel Staffa — wenn man einen Haufen von Basalt-Pfeiler, die mehr oder weniger aus dem Meere hervorragen, und nur

mit einer dünnen Kruste von Moos und torfiger Erde bedeckt sind, eine Insel nennen will — ist von Norden nach Süden drey Viertelmeilen lang, und von Osten nach Westen eine Viertelmeile breit. Der höchste Punkt der Insel steht nur zwey hundert Fuß über das Zeichen des höchsten Wasserstandes in der Fluthzeit. Der Sprützschaum der Wellen, und der überall freie Durchzug der Winde verhindern die Vegetation; und es ist weder Baum noch Busch auf der Insel zu sehen. Wenn man sich erlauben wollte, die erhabene Künstlerin Natur auf einseitige Gesichtspunkte zu beschränken, so könnte man sagen, sie habe hier einen Versuch machen wollen, wie tief, erschütternd und begeisternd sie ohne alle Fruchtbarkeit und Anmuth auf das Menschenherz wirken könne.

Als wir zwischen Mull und Staffa ru-

derten, machte ich mir Vorwürfe, daß ich die Erwartung meiner Reisegefährten durch meine dythirambischen Ankündigungen zu hoch gespannt, und dadurch ihre Ueberraschung und ihren Genuß geschwächt haben mögte. Doch beym allmähligen Herannahen sah ich mit Vergnügen, daß meine Besorgniß ungegründet war. Mit glänzenden Augen, mit feierlich staunendem Entzücken blickten sie unverwandt auf das immer deutlicher werdende große Schauspiel. Einige Minuten lang schienen sie von der Vorstellung ergriffen, es könne nur ein Werk der Kunst seyn. Aber der nähere Anblick und einiges Nachdenken verwandelten bald diese flüchtigen Zweifel in ehrfurchtsvolle Anerkennung einer übermenschlichen allmächtigen Hand. Langsam schwamm das Boot auf die Fingalshöhle zu. Alles schwieg. Die Seele war ganz im Auge.

Plötzlich schoß einer der Schiffer ein Pistol los, das er zu diesem Zwecke mitgenommen. Der starke ganz sonderbare Widerhall und das Aufrauschen einer Schaar wilder Vögel, welche der Knall aus der Höhle trieb, und die brausend über unsere Köpfe flogen, schreckte uns aus unserer stillen staunenden Feier. Wir untersagten den Schiffern zu schießen auf diese unschuldigen Bewohner der prächtigen Behausung, die wir ihnen hätten beneiden mögen, und wünschten ihnen eine ruhige Wiederkehr.

Nun landeten wir an der Südseite der Fingalshöhle, und kletterten, so gut wir konnten, zwischen den Basaltblöcken herum. Das Innere der Höhle, so wie Faujas that, zu untersuchen, indem man über den Abgrund schwebend von einem Block zum andern tritt, ist viel zu gefährlich, und sogar Männer sollten es lie-

her nicht versuchen, da ein einziger Fehltritt unabhelflichen Tod giebt. Auch von aussem läßt sich alles sehen, bewundern, geniessen; und das thaten wir mit voller Seele. Wir setzten uns auf die Säulenstücke, betrachteten sie, versuchten sie zu messen, zu zeichnen, und fingen an, über ihre Entstehung zu vernünfteln. Einige schrieben sie dem Wasser zu; andere blieben bey der jetzt fast allgemein geltenden Meinung des vulkanischen Ursprungs. Noch andere — und ich will hoffen, daß es die Klügsten waren, weil ich zu ihnen gehöre — bekannten ihre völlige Unfähigkeit, die großen Räthsel der mineralischen Welt zu lösen. Es ist dem Menschen eigen, daß sie bey jeder Erscheinung des Schönen in der sichtbaren Welt nach dem Bewußtseyn streben, etwas ähnliches hervorbringen zu können, oder doch durch lebhaftes und richtiges Erkennen des

Gegenstandes sich denselben zuzueignen. Die Vernunft glaubt uns dieses Vorrecht gesichert zu haben, und es ist eine der Quellen des Genusses, den ihr die Schönheit giebt. Doch beym Anblick von Staffa staunt und starrt die stolze Künstlerin, und erkennt ihre Ohnmacht. Sie gesteht, daß ihre großen Hülfsmittel, Erfindung, Nachahmung und ausdauernder Fleiß hier nicht ausreichen, und daß selbst der wörtliche Ausdruck ihr mangelt, mit welchem sie das Neue, Regelmäßige und Erhabene dieser Erscheinung zu bezeichnen strebt. Wir kennen das Liebliche und Schöne in der Natur, den reinen Sonnenglanz mit seiner herrlichen Farbengebung, den Sternenhimmel, die Gewächse der Erde, die Reitze einer Landschaft; wir kennen auch das Erhabene und Schreckliche, die Felswände drohender Gebirge, Donner, Erdbeben und wild

empörte Meere; wir glauben in unserer Phantasie, Farben und Pinsel für alles zu haben, aber — wir kommen nach Staffa, und kennen hier nichts. Wir müssen eine neue Ideenverbindung suchen, und neue Ausdrücke für das, was wir sehen. Jezt erst treten wir im Tempel der geheimnißvollen Natur; eine furchtbare Macht scheint hier unsichtbar zu thronen, und es dünkt uns, als müße tief aus der heiligen Höhle eine Stimme uns zurufen: „Sterbliche, alle meine Werke sind regelmäßig und erhaben in der sichtbaren und unsichtbaren Welt; der Hauch meines Wesens heißt ewige Vollkommenheit.“

Sie werden denken, meine Freundin, daß diese Stimmung zu überspannt, zu angreifend sey, um hohe Schönheit würdig zu genießen. Doch kann ich sagen, daß ich kaum jemals eine

wohlthätigere gekannt habe. Sanfte Ruhe begleitete die Aufwallungen des Erstaunens; unsere Seelen wurden so weich, als feurig; wir durchstrichen die Insel, so wie man die Lieblingsorte einer glücklichen Kindheit an der Hand geliebter Freunde durchgeht.

In den Sommermonaten ist die Insel nicht ganz unbewohnt. Ein Herr Macdonald von Boisdale, dem sie zugehört, schickt einige Leute hin mit kleinen Schaaf- und Rinderheerden, die eine magere Weide da finden. Ein wenig Hafer und Kartoffeln bauen diese Leute auch, führen aber wohl ein trauriges Leben, abgeschnitten, wie sie von aller Gemeinschaft mit andern Gegenden sind. Die herbstlichen Stürme, die hier schrecklich toben und die hohle vom Meer unterflossene Insel gewaltig erschüttern müssen, treiben die Leute mit ihrem Vieh nach

Hause, ehe die Schiffarth dieses klippenvollen Eilands unmöglich wird.

Südwestlich von der Fingalshöhle liegt in sehr kleiner Entfernung die Miniaturinsel Ruachaillé — irrig durch Pennant Boo-häla geschrieben. Sie ist nichts als eine Zusammensetzung der schönsten und regelmäßigsten Prismen, die man sich denken kann. *)

---

*) Uneigentlich, sagt Faujas, wird dieser vulkanische Hügel eine Insel genannt, da er offenbar mit Staffa zusammenhängt, aus derselben Masse besteht, und nur durch einen schmalen Canal davon getrennt wird. Diese Klippe besteht aus Gruppen und Erhöhungen von Basaltprismen, welche an einigen Stellen in Bündeln vereinigt sind, in andern bogenförmig gekrümmt, parallel über einander liegend, eine Treppe machen, die man hinauf klettern kann. Andere Säulen stehen senkrecht, und bilden durch ihre Vereini-

Und nun, nachdem ich so viel geschrieben, scheint es mir, Sie könnten nicht viel bekannter mit Staffa geworden seyn, als Sie es vor dem Empfang meines Briefes waren. Ich habe mich niemals um die geometrischen Angaben recht bekümmern können, und müßte auch überdem den Sir Joseph Banks auf sein Wort glauben, da er mit mathematischer Genauigkeit die Fingalshöhle ausgemessen hat. *) —

---

gung und stufenweise Erhöhung einen regelmäßig kegelförmigen Pik, welcher aus lauter Prismen besteht. Dies kann weder von einem allmähligen Herabsinken, noch von einem schnellen Falle der Massen bewirkt seyn, sondern diese merkwürdige Stellung muß durch eine stufenweis beschleunigte Abkühlung entstanden seyn.

*) Ich will diese Lücke ausfüllen, indem ich die Resultate der Ausmessung des Sir Joseph Banks hierher

Auch weiß ich nicht, wie stark der Gehalt des Eisens, der Thon- und Bittererde und anderer Bestandtheile, in diesen Basalten seyn mag, noch in welchen Verhältnissen sie zu 3- 4- 5- 6- eckigt u. s. w. anzugeben sind. *)

---

setze, welche Herr Macdonald für die richtigste hält.

Tiefe der Höhle von der äußersten Mündung bis an den Hintergrund	237 Fuß.
Breite der Höhle am Eingang	53 —
Breite im Hintergrunde	20 —
Höhe des Gewölbes am Eingang . .	117 —
Höhe im Hintergrunde	70 —
Tiefe des Meers bey der Mündung .	18 —

*) „Dreieckige Basalt-Säulen sind hier wie anderwärts selten. Fünf- und sechsseitige sind die häufigsten; achteckige giebt es von großem Umfange, zuweilen von 4 Fuß im Durchmesser. Sie zeigen auf den

Solche Erforschungen erfordern mehr Gelassenheit und Genauigkeit, als ich zu besitzen mich

---

Endflächen die Anlagen zu andern kleinen Prismen u. s. w."

Faujas de St. Fond.

Ueberhaupt scheint die wunderbarste Mannigfaltigkeit in dieser so regelmäßig cristallisirten Masse zu herrschen, denn Faujas erwähnt noch mehrerer Gattungen von Prismen; gegliederte, deren Abschnitt an der einen Seite concav, an der andern convex ist; queer durchschnittene, ohne Gelenkverbindung; Prismen aus Einem Stücke, die bis 40 Fuß hoch sind, u. s. w.

In einer der Noten, welche Herr James Macdonald zu Faujas Werk gemacht hat, und die der deutschen Uebersetzung zugefügt sind, bemerkt er, daß die Masse und Gestalt der Basalte von Staffa sehr viel Aehnlichkeit haben mit denen von Annaberg und Stolpen in Chursachsen. Nur daß die von Staffa dunkler, schwerer und klingender sind.

rühmen darf, besonders bey Gegenständen, deren dynamische Erhabenheit die mathematische in meiner Seele verschlingt und verdunkelt. Wie aus einer Riesenwelt genommen sind hier alle Formen. Wer kann da auf einige Fuß mehr oder minder Rücksicht nehmen! Und nie giebt die genaueste Ausmessung demjenigen, der den Gegenstand nicht sah, einen richtigen Begriff von seiner Erhabenheit und Größe.

Aus dieser Ursache schließe ich mit den Worten jenes Lacedämonischen Helden an den grossen Persischen Monarchen, der von ihm verlangte, er solle ihm einen Begriff von seinen Landesleuten geben: Komm und Siehe.

Und mit diesem herzlichen Wunsch bin und bleibe ich der

Ihrige

J. Macdonald.

Killin, Anfangs August 1800.

Die letzten Tage, die ich in Oban zubrachte, waren sehr verschieden von den ersten einsamen Wochen, welche ich dort verlebte. Bald nach meiner Zurückkunft von Mull langte Freund Marsh in Oban an. Es machte mir viel Freude, ihn zu meiner lieben Trümmerburg, zu den Massen von Puddingstein und an allen Stellen herumzuführen, die mir lieb und heimisch geworden waren.

Herr Macdonald und ich hatten gehofft, daß unser Freund uns auf einer fernern Reise durch die Hochlande begleiten würde; aber leider war er nicht unabhängig, denn er hatte mit zwey Herren aus London Gesellschaft ge-

macht. Diese Herren, an die üppigen Bequemlichkeiten der ersten Stadt in Europa gewöhnt, missfielen sich durchaus im Hochlande und sehnten sich so sehr nach der Rückkehr, daß Herr Marsh, der sich wegen mancher Reise-Einrichtungen von ihnen nicht trennen konnte, genöthigt war, seinen eigenen Wunsch dem ihrigen aufzuopfern.

Herr Macdonald kam eben früh genug zurück, um unsern Freund noch einige Augenblicke zu sprechen. Er fand in Oban außerdem noch viele Bekannte, die sich zum Theil wegen der Musterung der Freiwilligen eingefunden hatten, zum Theil, so wie wir, die Hochlande bereisen wollten. Täglich kamen mehr Fremde. Das kleine Wirthshaus konnte sie nicht fassen, und es wären große Verlegenheiten entstanden, wenn nicht die Herren Stephenson und die

Familie Macdougal ihre Wohnungen angeboten hätten. Ich habe bey dieser Gelegenheit wieder gesehen, daß die Gastfreiheit im Hochlande eine so geschätzte und allgemeine Eigenschaft ist, daß sich niemand bedenkt, sie auch gegen unbekannte Personen auszuüben.

Unter andern Bekanntschaften, die ich machte, war eine interessante Engländerin, mit der ich, wie ich noch erzählen werde, einige Tage gereist bin.

Kurz, das stille Oban, wo ich so einsam, unbekannt und stumm herumgewandert war, verwandelte sich plötzlich in eine kleine Welt voll lebhafter Bewegung und bunter Geselligkeit.

An einem schönem Sonntag-Morgen versammelten wir uns alle in der schlechten kleinen Capelle die am Seeufer steht, und hörten — ohne daß die mehrsten von uns eine Silbe davon ver-

standen hätten — eine zwey Stunden lange Galische Predigt In den ersten 10 Minuten machte es mir Vergnügen, diese unverständlichen, ich möchte sagen, antik klingenden Töne mit kirchlicher Feierlichkeit anzuhören, aber nach einiger Zeit ward mir diese sinnlose Situation zur Marter. Herr Macdonald ward ersucht, uns durch eine englische Predigt zu entschädigen, und ob er gleich kaum eine Viertelstunde Zeit hatte sich vorzubereiten, so hielt er doch eine so vortreffliche, dem Augenblick, den Umständen der ungleich vermischten Gemeine, so durchaus angemessene Rede, daß ich diese Stunde, in welcher ich ihm zugehört habe, für eine der schönsten meines Lebens halte. Er sprach von der Allgegenwart Gottes, die hier an diesem fernen, rauhen Gestade, unter diesen Felsklippen und Naturmenschen, meine

Seele mit einer noch nie empfundenen Zuversicht, Wahrheit und Heiligkeit durchdrang. Alle Bilder, die Herr M. brauchte, waren local, individuell. Bald schwebte seine Beredsamkeit auf den Flügeln des Sturms, bald schlug sie sanfte Wellen, wie das Meer an einem stillen Sommerabend. Er erwähnte mit leiser Andeutung des hohen, reinen Geistes der Alt-Ersischen Poesie, zum Beweis, daß zu allen Zeiten, selbst in der finstern Nacht des Alterthums, ein allesbeseelender, allgegenwärtiger Einfluß der sittlichen Schönheit in Vollkommenheit würksam gewesen wäre. Und dieses sey die Gottheit selbst, u. s. w. Alle Bewohner von Oban, die Englisch verstehen, schienen aufmerksam und tief bewegt, und ich fühlte bey dieser Gelegenheit wieder, was ich stets geglaubt habe, daß poetischer Sinn und Ausdruck, mit sanfter Haltung

und logischer Richtigkeit angewandt zu den ersten Canzelgaben gehört, und mehr wirkt als aller Prunk der Gelehrsamkeit.

Unsere Abreise ward von einem Tage zum andern angesetzt und durch mancherley Hindernisse verzögert. Am letzten Morgen, da wir schon im Begriff waren anspannen zu lassen, ward uns ein sehr freundlicher, anziehender Vorschlag gemacht. Sir J. M. aus Edinburg hatte einen Cutter von Greenock kommen lassen, um viele der Hebriden zu bereisen. Er schlug vor, uns mit ihm einzuschiffen, einen Versuch auf Staffa zu machen, und dann noch die Inseln Sky, Long-Island und St. Kilda zu sehen. Welche Versuchung! Die große, erzromantische Insel Sky, mit ihren wilden Gebirgsmassen und Basalt-Säulen! des berühmten Cuchulins Burg, dessen Trümmer noch in

Sky gezeigt werden; der Stein, woran er seinen Hund Luath angebunden hat; die Höhle, wo der letzte Sprößling des unglücklichen Hauses Steward, auf seiner ängstlichen Flucht, zwey Nächte zugebracht; das Haus, wo der Muth und die Besonnenheit eines Weibes, der edeln Flora Macdonald, ihn, als Dienstmädchen verkleidet, vor den Nachsuchungen der wüthenden Engländer verbarg; St. Kilda, wo Menschen wohnen, die noch kein Geld kennen, keine Processe, keine Zeitungen, überall keine Bücher, da sie nicht lesen noch schreiben können; die wie Gemsen auf ihren Bergen herumklettern und dabey, wie man mich versichert, das lustigste, offenherzigste, gutmüthigste Völkchen ausmachen, das vielleicht jetzt auf Erden lebt; und Staffa, das Staffa, das mir unaufhörlich in Träumen erschien, seit ich ihm

so nahe war und es nicht erreichen konnte! — —
Einen solchen Vorschlag abzuweisen, kostete nicht
wenig Ueberwindung. Wir berathschlagten lange;
wir sahen wohl ein, daß wenigstens sechs Wo-
chen, vielleicht noch viel länger bey ungünstigem
Winde, auf dieser Inseln-Reise verlaufen wür-
den. Auch sollte ich noch vor meiner Abreise
nach Deutschland eine geliebte Freundin in
Pertshire besuchen. Es ließ sich ganz sicher
berechnen, daß ich auf solche Weise nicht in
diesem Jahre nach Deutschland schiffen könne,
weil mich die verlängerte hochländische Reise bis
zu einer Jahrszeit aufhalten würde, in welcher
die Aequinoctial-Stürme eine Seereise zu be-
denklich machen. Noch immer schwankte ich.
Doch das Schicksal, das mir schon manche
Winke gegeben hatte, meine Zurückreise zu be-
schleunigen, that es auch jetzt. Herr Macdo-

nald äußerte, daß er mich zwar nicht abhalten wolle ein so gefälliges Anerbieten anzunehmen, und meiner Schottischen Reise einen so wichtigen Zusatz zu geben, daß er mir aber gestehen müsse, seine verspätete Wiederkunft nach Anstruther sey in mancherley Rücksicht mit Unannehmlichkeiten für ihn verknüpft. Nun war mein Entschluß gleich gefaßt. Der gütige Antrag des Edinburger Herrn ward dankbar abgelehnt; wir ließen geschwind anspannen, um nicht noch anders Sinns zu werden, und fuhren endlich von Oban ab.

Der kleine Ort verbarg sich bald hinter den Mauern von Puddingstein, zwischen denen wir uns herumwanden. Wir kamen immer näher zum Loch Etive. Dieser Arm des Meers (Inlet) liegt parallel mit dem Loch-Aw. Bey Bunaw, Dalmally gegen über, entfließt

ihm der Aw, der sich bey Dalmally im Loch Aw ergießt, wodurch auch dieser letzte See mit dem Ocean verbunden ist.

Loch Etive erstreckt sich noch einige Meilen tief ins Land und verliert sich spitz am Fuße des Cruachan in einem schönen Thale, das nach ihm heißt Glen Etha oder Etie. Ossiansche Tradition hat dieses Thal geweiht. Es ist deutlich bezeichnet, als Wohnung und Eigenthum des Usnoth, Schwager des berühmten Cuchullin und Vater des Nathos, dessen Liebe zur Darthula, die er dem Irländischen Usurpator Cairbar entführt hatte, dessen Heldenmuth und Tod, den Stoff zu einem der Gesänge Ossians giebt. Die armen Liebenden wurden auf ihrer Flucht vom Winde wieder zurückgetrieben nach Ullin an die Küste von Irland, wo der rachsüchtige Cairbar mit sei-

nem Heere lag. Nathos und seine Brüder, Althos und Ardan, wurden bald von ihm entdeckt. Der erste, der als Wache ausgestellt war, kam mit der Nachricht zurück, Cairbar rücke heran mit zehntausend Mann:

Und laß sie zucken die Schwerdter zu tausend,
sprach lächelnd der fürstliche Nathos.

Die Söhne des Wagen-getragenen Usnoth
erzittern vor keiner Gefahr.

Warum wälzest du weißschäumend dich,
o Meer! an die Küste von Ullin?

Warum rauschet ihr Stürme so laut,
Mit nächtlich schaurigen Flügeln?

Meint ihr, ihr seyd es, die hier, an dem Strand
der Feinde, haltet den Nathos?

Nein, ihr Kinder der Nacht,
ihn hält die Kraft seiner Seele!

Bringe mir, Bruder, die Waffen der Väter,
Die dort flimmern im Sternenlicht.

Es brachte Althos die Waffen;
es deckte Nathos die Glieder mit Stahl.

Lieblich ist des Helden Gebehrde,
doch schrecklich sein glühender Blick.

Er blickt dem kommenden Cairbar entgegen,
in seinem Haare pfeifet der Wind.

Schweigend steht ihm Darthula zur Seite,
ihr Auge verläßt den Geliebten nicht.

Sie strebt zu verbergen den schwellenden Seufzer,
zwey Thränen rollen im Auge ihr.

Althos, sagte der Führer von Etha,
ich sehe eine Höhle im Felsen dort.

Verberge das Mädchen,
und stark sey dein Arm.

Arban, wir treffen den Feind,
Wir fordern zum Kampf den fürstlichen Cairbar.

O käm' er in schallendem Stahl,
zu fechten mit Nathos von Etha.

Darthula, kannst du entfliehn,
so blicke nicht auf den Gefallenen.

Spanne die Segel, o Althos!
lande mit ihr im hallenden Etha.

Erzähle dem Fürsten, sein Sohn sey rühmlich gefallen;
es habe mein Schwerdt den Kampf nicht gescheut;

In der Mitte von Tausenden sey ich gefallen.
Froh sey die Trauer des Vaters um mich!

Rufe, Geliebte, rufe die Mädchen,
zur tönenden Halle von Etha;

Laß, wenn der schattige Herbst wiederkehrt
sie Lieder singen von Nathos.

O mögte die Stimme von Cona ertönen zu meinem Ruhm,
daß sich erfreue mein Geist in seiner Wohnung der Stürme.

„Und es soll meine Stimme dich preisen, o Nathos,
Dein Ruhm soll leben in Ossians Lied.

Warum war ich nicht an der Küste von Ullin,
als der wüthende Kampf sich erhob!

Ossians Schwerdt hätte dich Jüngling vertheidigt,
oder gefallen wär' ich mit dir.

Wir saßen in jener Nacht in den Hallen von Selma,
rund um der Muschel voll stärkenden Tranks.

In den Eichen saus'te der Wind,
laut auf schrie der Berggeist.

Der Windhauch kam säuselnd entlang der Halle
und berührte meine Harfe sanft.

Sie ertönte traurig und tief,
gleich einem Grabesgesange.

Fingal hörte das Tönen zuerst,
Seufzer hoben des Königes Brust.

Meiner Helden ist einer gefallen,
sagte Morvens graulockiger Fürst.

Ich höre das Tönen des Todes,
es entschallt der Harfe meines Sohnes.

Ossian rühre die Saiten,
wecke die Feier der Wehmuth.

Daß der Gefallenen Geister mit Freude
mögen zu Morvens waldigen Hügeln fliehn.

Ich rührte die Harfe vor dem Könige,
trauervoll und leis' ertönte sie:

Steiget von eurem Gewölke,
neigt euch, ihr Geister der Väter!

Schreckt nicht mit eurem röthlichen Schein.
Empfangt den gefallenen Helden,

Er komme von fernem blutigem Strande,
er komme herauf aus den Wogen;

Empfanget den Helden mit freundlichem Gruß,
öffnet die Wohnung ihm in den Wolken,

Kleidet im Nebelgewande ihn ein,
im Nebel, den Sterne durchschimmern,

Ein halberloschenes Feuergebilde
gleich einem Schwerdte trag' er zur Seite.

Lieblich möge sein Angesicht seyn,
daß sich erfreun die Väter und Freunde.

Neiget, ihr Geister von Ossians Vätern,
neigt euch herab von eurem Gewölk!

So sang ich in Selma,
zur klagenden Harfe;

Doch Nathos war einsam
und hörte den Feind.

Der Morgen erhob sich mit seinen Strahlen,
Es erschienen die Söhne Erins.

Gleich grauen Felsen mit schwankenden Bäumen
breiteten sie an der Küste sich aus.

Nathos rauschte vorwärts in seiner Kraft;
zurück konnte Darthula nicht bleiben.

Sie kam an der Seite des Helden,
hebend den glänzenden Speer.

Wer sind die zwey Bewaffneten dort,
schreitend im Stolze der Jugend?

Es sind die Söhne des Usnoth,
die edeln Brüder des Nathos.

Komm heran, rief Nathos mit Gluth,
komm, Führer des hohen Temora!

Laß uns kämpfen an diesem Gestade,
kämpfen um die Tochter Selama's.

Fern ist Nathos von seinem Volk,
fern seine Krieger jenseits der rollenden See.

Warum führst du die Tausende her,
gegen den Fürsten von Etha?

Einst flohst du vor ihm in der Schlacht,
als seine Freunde ihn umgaben,

„Jüngling mit dem Herzen voll Stolz,
soll kämpfen mit dir der König von Erin?

Deine Väter sind unberühmt,
sie waren nicht Beherrscher der Menschen.

Hängen in euren Hallen die Waffen der Feinde,
oder die Schilder vergangener Zeit?

Gepriesen ist Cairbars Nam' in Temora;
mit kleinen Menschen kämpft er nicht.“

Dem Auge Nathos entstürzte die Thräne,
er wendet auf seine Brüder den schwimmenden Blick.

Und plötzlich fliegen die Speere,
drey Speere fliegen, es fallen drey Helden Erins.

Dann zuckten sie glänzende Schwerdter,
es wichen die Reihen von Erin,

Wie der Saum des finstern Gewölks
vor dem Windstoß zurückweicht.

Nun ordnete Cairbar die Schaaren
und hieß sie spannen die Bogen.

Es flogen die Pfeile zu Tausenden.
Es fielen die Söhne des Usnoth.

So fallen drey junge laubvolle Eichen;
sie standen am Hügel allein;

Es sah sie der Wanderer;
er freute sich ihrer;

Es wundert ihn, daß sie so einsam
und doch so kräftig wuchsen empor.

Da kam der Sturm aus der Wüste
mit nächtlich grausem Geheul;

Die jungen Häupter der Eichen
ergreift er wüthig und stürzt sie herab.

Zurück kommt der Wandrer und sieht sie am Boden;
kahl ist der Hügel und öd' ists umher.

Darthula stand in schweigendem Schmerz,
und sah den Fall ihres Helden.

Thränenlos rollte ihr Auge, doch wild:
bleich war die liebliche Wange.

Der Bebenden Lippen entflohn
einzelne jammernde Laute.

Da kam der düstere Cairbar heran,
mit grimmig höhnischen Worten:

„Dein Buhle, Darthula, wo ist er nun?
wo ist der Führer von Etha?

Hast du die Hallen des Usnoth gesehn,
die braunen Gebirge des Fingal?

In Morven hätte gewüthet mein Heer,
wenn nicht die Winde zurück dich getrieben.

Fingal selbst wäre gefallen,
Trauer hätte in Selma gewohnt." —

Darthula's Armen entsank der Schild,
die schneeweiße Brust ward entblößt;

Ein Blutstrom färbte sie roth,
es hatte ein Pfeil sie durchbohrt.

Sie sank auf den gefallenen Liebling hin,
Der Schneeflocke gleich auf dem Felsen;

Ihr Haar umfloß sein bleiches Gesicht;
vermischt floß ihr Blut auf die Haide.

Die Barden des Cairbar stimmten nun an
den Grabgesang um Darthula.

„Tochter des Colla, du bist dahin,
Truthils Geschlecht ist vergangen;

Nun murmeln mit traurig dumpfem Geräusch
die blauen Ströme Selama's.

Wann wirst du erwachen in deiner Schönheit,
erstes der Mädchen von Erin?

Dumpf ist dein Schlaf im Grabe,
dein Morgen fern.

Die Sonne wird nicht kommen zu deinem Bett,
und sagen: Darthula, erwache!

Es wehen draußen die Lüfte des Frühlings;
es schwanken die Häupter der Blumen auf grünenden Hügeln;

Es wallt der Wälder wachsendes Laub;
erwache, du schönste der Weiber!",

Tritt nur, o Sonne, zurück!
es schläft die schöne Darthula.

Sie kommt nicht wieder
in ihrer Schönheit.

Sie wandelt nicht wieder
mit lieblichen Schritten einher."

So sangen die Barden des Cairbar,
als sie erhuben das Grabmahl der Todten.

Es machte mir viel Vergnügen, den Gesang, von welchem ich hier ein Fragment einrücke, Angesichts von Glen Etie, wo der großgesinnte Nathos geboren war, zu übersetzen. Ich schrieb meine deutschen Zeilen mit Bleystift am Rande meines Macphersonschen Ossians, und hatte mit Herrn Macdonald manche angenehme und belehrende Gespräche in Beziehung auf diesen Gegenstand. Da uns aber die Geburtsstätte Ossians, das Thal Glencoe, das wir am folgenden Tage durchreisten, noch mehr

Veranlassung zu ähnlichen Unterredungen gab; so will ich die Resultate, die ich daraus zog, verschieben, bis ich über Glencoe spreche.

Wir genossen lange den malerischen Anblick des Schlosses Dunstaffanage, der mich schon von einigen Höhen bey Oban ergözt und angereizt hatte hinzufahren, um es in der Nähe zu betrachten.

Dieses größtentheils zertrümmerte Schloß rechnet seinen Ursprung aus einem dunkeln, beynahe fabelhaften Alterthume. Lange gehörte es den Macdonalds, Königen der Inseln. Demnächst den alten Schottischen Königen, Pictischen Stammes. Verschiedene Krönungs-Insignien der leztern sind lange in Dunstaffanage aufbewahrt worden. Unter andern der berühmte Stein, auf welchem die Könige von Schottland stehen mußten, wenn sie gekrönt wurden. Es

ist nicht zu bestimmen, aus welcher Zeit dieser Gebrauch herrührt. Der Stein ward von Dunstaffanage nach Stone in Pertshire gebracht, wo Macbeth sich krönen ließ. Als Macduff, Graf von Fife, ihn getödtet hatte, krönte er auch dort den Malcolm Kammore, Sohn des durch Macbeth ermordeten Duncans. Bey dieser Gelegenheit erhielt das Geschlecht der Grafen von Fife das Erbrecht die Schottischen Könige in Stone zu krönen. Der heldenmüthige Robert Bruce, rechtmäßiger Erbe der Schottischen Krone als Eduard I. sie usurpirte, ward durch einen kühnen Streich der Gräfin Buchan, gebohrnen Gräfin von Fife, in Stone gekrönt. Der Bruder und der Gemahl dieser muthvollen Frau waren zu den Engländern übergetreten. Sie erdreistete sich, in Abwesenheit ihres Bruders ihr erbliches Fa-

milienrecht auszuüben, und krönte den Helden Bruce, den Retter ihres Vaterlandes, zum König desselben. Dieser Heroismus bekam ihr aber sehr übel. Sie fiel in die Hände des Feindes. Und Eduard hatte die unmännliche Grausamkeit, sie einige Jahre hindurch, in einem hölzernen Käfig verschlossen und nur von einem Bauerjungen bedient, von einem Ort zum andern schleppen zu lassen, bis Robert Bruce sie befreyte.

Während dieses Krieges der Engländer und Schotten, raubten die ersten den Krönungsstein und brachten ihn nach Westminster.

Von allen Krönungs-Insignien ist nun in Dunstaffanage nichts mehr vorhanden, als eine schön gearbeitete, mit Silber beschlagene, Streitaxt.

Der jetzige Eigenthümer des Schlosses ist

ein Campbell. Eine wunderliche alte Sitte wird noch in Dunstaffanage ausgeübt. Ich will sie anführen, weil sie einen Beweis giebt, theils von der grossen Ergebenheit der Vasallen gegen ihre Lairds, theils von der ausserordentlichen Gastfreyheit der Einwohner dieser Gegend. Wenn eine unerwartete Gesellschaft im Schlosse ankömmt, wird alsobald eine hohe Stange auf einem Thurm ausgesteckt und daran ein grosses weisses Tuch gehangen. Dies ist ein Signal für die Tennats des Lairds schnell zusammenzubringen, was sie an guten Eßwaaren auftreiben können, vorzüglich Fische.

Die Lage von Dunstaffanaǵe ist so romantisch und groß als irgend eine, die ich gesehn. Es steht auf einem beynahe insularen Felsen, der nur durch eine ganz schmale Zunge am Lande hängt. Die oft gewaltig tobenden Wellen

des Loch Etive brechen sich an ihm. Die Aussicht ist prächtig. Man blickt weit in das Meer hinein und auf die Küste von Morven. Alle Böte, die aus dem Sund von Mull kommen, fahren daran vorbey. Sonst ist alles schauerlich und einsam. Der majestätische Cruachan erhebt in der Ferne sein Riesenhaupt über viele Felsspitzen, Berge und Hügel. Die ganze Gegend hat ein ernstes graues Colorit. Ein besonders merkwürdiger Gegenstand ist, ein kaum eine halbe Meile entfernter Wassersturz, vielleicht der einzige seiner Art in Europa. Der Loch Etive ist auf dieser Stelle sehr verengt und hat große Felsklippen. In 24 Stunden tritt die Fluth des Meers zweymahl in diesen See und dringt durch den Orchay, bis in den Loch Aw. So wie nun die Ebbe zurücktritt, stauchen sich die Wellen vor der eben erwähnten Felsenenge

im Loch Etive, und wälzen sich über die Felsen mit großer Gewalt und Geräusch. Es ist ein unbeschreiblich großer, erhabener Anblick, die Wellen so ankommen, plötzlich stutzen und sich dann schäumend und donnernd ihren Weg bahnen zu sehen. Nur eine halbe Meile von diesem Wassersturz, fährt eine Fähre von Oban nach Appin und Morven. Deshalb muß man zum Ueberfahren einen Zeitpunkt abwarten, wo keine Ebbe ist. Wir kamen glücklich hinüber. Aber diese Ueberfahrten über die Seeen sind im ganzen Hochlande höchst beschwerlich und nicht ohne Gefahr, weil die Fähre nur ein kleines, ganz offenes Boot ist, worauf der Wagen gehoben wird. Die Pferde müssen besonders hinüber gebracht werden, welches alles viel Zeit wegnimmt.

Als wir eben ausgestiegen waren, um uns

sern Wagen auf das Boot bringen zu lassen, sahen wir von ferne einen Reiter ansprengen, der uns zu suchen schien und bald erreichte. Es war ein Prediger, Namens Campbell, ein Jugendfreund von Macdonald, der von dessen Aufenthalte in Oban Nachricht erhalten und ihn dort zu treffen gehofft hatte. Er war ein Paar Stunden nach unserer Abreise angekommen, und hatte sich gleich wieder zu Pferde gesetzt um uns einzuholen. Es war rührend für mich zu sehen, wie diese lang getrennten Jugendfreunde sich begrüßten. Herr Campbell band sein Pferd ans Fährhaus, ließ sich mit uns übersezzen und ging noch eine gute Strecke mit uns fort. Ich kann den angenehmen Eindruck nicht beschreiben, den jeder gebildete Landmann, besonders aber ein Bergbewohner, auf mich macht. Der Contrast oder vielmehr die Verbindung von

einer ganz ungekünstelten Aussenseite, von einem Betragen, dem alle Verfeinerungen des Lebens fremd sind, mit Gelehrsamkeit, Philosophie und Uebung im Denken, giebt mir einen Genuß, den ich nur selten im Umgange finde. Aus dieser Verbindung entsteht eine Originalität, wodurch auch bekannte Gedanken und Sentiments interessant und eindringend werden. Diese kurze Bekanntschaft, auf der Landstraße gemacht, mit einem in den Einsamkeiten des Hochlandes vielleicht vergessenen Menschen, erinnerte mich an manche liebenswürdige Erscheinung der Art, die mir Helvetien gewährt hat.

Wir kamen bald ans Ufer eines andern Meerarmes, Loch Creran, wo wir wieder übergesetzt werden mußten. Als wir eine Weile zwischen Mauern von Puddingstein gefahren waren, und an eine kahle Anhöhe kamen, ließ Macdo-

nald den Kutscher halten und hieß mich rathen, wo wir wären? Ich hatte die Geographie von Schottland zu eifrig durchstudirt um nicht antworten zu können: auf einer Stadt. Wirklich lag eine unter unsern Füßen vergraben, nehmlich Beregonium, die viele Jahrhunderte hindurch der Wohnsitz der Pictischen Könige gewesen, ehe solcher nach Dunstaffanage verlegt ward.

Ich wundere mich, daß die Alterthumsforscher so wenig Ausführliches und Zuverlässiges von dieser Stadt wissen, die doch, wie man aus einigen Ueberbleibseln sieht, groß und bedeutend gewesen seyn muß. Daß Fergus II. ihr Erbauer gewesen sey, gehört wol zu den nicht erwiesenen, chronikmäßigen, Angaben. Römer müssen wol hier gehaust haben; das beweist nicht allein der lateinische Name, sondern auch

die Wasserleitungen, welche die Stadt gehabt hat. Man hat fünf Fuß tief unter der Erde Röhren gefunden, die wahrscheinlich das Wasser von einem benachbarten Hügel zur Stadt geführt haben, welches wol keine Alt-Pictische Anstalt seyn kann. Man erkennt noch deutlich zwey gepflasterte Straßen, und die Galischen Namen derselben sind in der Gegend bekannt geblieben. Die eine heißt Straid - mharagaid (Marktstraße), die andere Straid - namin (Mehlstraße). Aus dieser Bestimmung der Straßen läßt sich der Schluß ziehen, die Stadt sey bedeutend und gut eingerichtet gewesen. Die Zerstörung oder vielmehr Verschüttung von Beregonium, wird von den Bewohnern der Gegend dem Feuer vom Himmel zugeschrieben, welches wohl hier wie überall, wo solche schreckliche Naturbegebenheiten vorgefallen sind, von unterirdi-

schem Feuer zu verstehen ist. Sehr deutliche Anzeichen vulkanischer Ausbrüche sind, wie man sagt, auf dieser Stelle zu finden. Ein hoher Berg den zwey Hügeln gegenüber, auf denen die Stadt gebaut gewesen ist, soll völlig das Ansehn eines ausgebrannten Craters haben. Ein anderer Grund, mit welchem Mineralogen die Wirkung des vulkanischen Feuers beweisen wollen, ist, daß hier eine Gattung von Stein ausgegraben wird, die man auch in Island, sonst aber selten, findet; nehmlich den Pumex molaris (Pumice - Stone).

Es ist mir selbst nicht ganz erklärbar, daß ich — meines Wissens wenigstens — zum erstenmahle in meinem Leben, auf dem verschütteten Wohnplatze vieler Tausende von Menschen stand, ohne viel Theilnahme und Rührung zu empfinden.

Wissen Sie, mein theurer Herder, wo ich mit dem Geiste war? Sehr weit von Beregonium. Auf Pompeji und Herculanum war ich — mit Ihnen! — und wie die Taube sich etwa dem Adler nachschwingen kann, so flatterte meine Seele um jene großen Bilder von umwälzenden Naturkräften, von Schicksal und Menschengeschichte, die Sie, mein verehrter Lehrer, dort auffaßten und von denen sie mir an manchem schönen Abend, in Ihrem Zimmer zu Weimar, kühn entworfene, reine Abrisse vorzeichneten. Aber warum war ich in Pompeji und nicht in Beregonium? Wesen der nehmlichen Gattung lagen ja doch hier wie dort, mit ihren Entwürfen, Hoffnungen und Freuden, unter Schutthaufen begraben, die eine unwiderstehliche, blind wirkende Kraft über ihre Häupter zusammengestürzet hat. — Bist du es

denn allein hoher Genius, denkender, bildender Genius der Schönheit, der aus Vergänglichkeit und Zerstörung, Unsterblichkeit Liebe und Bewunderung hervorrufst,

Glühend webst du
Ueber deinem Grabe,
Genius! Unter dir
Möge zusammenstürzen
Dein Meisterstück,
O du Unsterblicher!

Aber wo Du nicht in schaffender Allmacht geschwebt hast, erlöschen die Spuren des Menschen-Daseyns, uud hinterlassen eine reizlose Wüste, die keine Thräne des Andenkens heiliget.

Die Ufer des Loch Linnhs, an die wir bald gelangten und die wir lange zur Seite behielten, boten mir neue Gegenstände der Be-

trachtung dar, die mich aus Italien zurückrie-
fen. Wie groß, wie ruhig sind diese Gegenden!
aber auch wie einsam und unbebaut! Der An-
blick einer schönen Anpflanzung ist wahrhaft
erquickend, zwischen diesen grauen leblosen Ber-
gen und allen den dunkelblauen Gewässern, die
sich an Felsenufern brechen. So erblickte ich mit
Vergnügen den schönen Landsitz Aird, einem
Campbell gehörig. Das weiße, massive, ele-
gant gebaute Haus am Abhange eines bepflanz-
ten Hügels und mit schönem jungen Gehölz um-
geben, schien mir sehr einladend für stille Denker,
die zwar das Weltleben scheuen, aber nicht ro-
mantisch oder philosophisch genug sind, um sich mit
einer großen wilden Natur ohne Anmuth, Be-
quemlichkeit und Schatten zu vertragen.

Ich sah diese Wohnung so lange mit Ver-
gnügen an, als noch mein Auge einen Ge-

genstand ganz verschiedener Art nicht gefaßt hatte. Sobald ich ihn gewahr ward, wandte ich keinen Blick mehr auf das hübsche Haus. Es war wieder ein uraltes Schloß, Castle-Stalkir, das fast noch sonderbarer, noch schauerlicher liegt, als die ich bisher gesehen. Auf einer Insel im Loch Linnhé, die kaum zweymal so groß ist als der Umfang des Gebäudes, steht Castle-Stalkir ganz vereinzelt, als hätten seine Erbauer in stolzer Selbstgenügsamkeit keiner Verbindung mit der übrigen Welt bedurft. Diese ehrwürdige Ruine, deren gewaltiger fester Bau der Zeit Trotz bietet, besteht nur aus Einem sehr großen viereckigten Thurm. Das Dach ist nicht mehr vorhanden, und in den Wänden sieht man einige Lichtöffnungen. Lange hat es den Macdonalds gehört und ward ihnen, wie so vieles andere, von den Campbells geraubt, die es

auch jetzt noch besitzen. Bewohnt wird es wohl schon lange nicht mehr.

Die Ufer des Loch Linnhé haben einen vorzüglich großen Character. Schön geformte hohe Berge umschließen ihn und bilden einen tiefen amphitheatralischen Hintergrund. Ich genoß diese Scene einige Stunden, da wir in einem kleinen Wirthshause am Ufer des Linnhé's, Angesichts von Castle-Stalkir, Mittag hielten.

Ich hatte den ganzen Weg von Oban her so wenig menschliche Gestalten gesehen, daß es mich ordentlich froh machte, als eine sehr angenehme erschien, um uns zu bedienen. Es war die Tochter des Wirths, ein junges bäurisch gekleidetes Mädchen, mit einem hohen, starken und doch eleganten Wuchs, mit einem edeln Gang, regelmäßigen Zügen, sanften blauen

Augen, bey dem hier fast allgemeinen, schönen, hellbraunen Haar, und einem unschuldigen, sehr intelligenten Ausdruck in der Physiognomie. Sie konnte kein Englisch. Ich bat Macdonald mit ihr Galisch zu reden und mir ihre Antworten zu übersetzen. Ich höre sehr gern das Galische, besonders von einem weiblichen Munde, wenn es nicht zu geschwind und zu laut gesprochen wird. Im letztern Falle klingt es dem Hebräischen ähnlich. Die Hochländer haben ohne Ausnahme etwas melodisches, cadencirtes im Sprachton, der sich nie ganz verliert, wenn sie fremde Sprachen reden. Fürs Englische ist der Accent nicht vortheilhaft. Ich konnte in Edinburg jeden gebohrnen Hochländer von den andern Schotten unterscheiden, welche doch im Allgemeinen selten recht gut und rein Englisch reden.

Das Mädchen am Loch Linnhé sprach ihre Landessprache mit einem sanften, singenden Gurgellaut, und was mir Herr Macdonald von den Antworten, die sie ihm gab, übersetzte, schien mir so bescheiden und doch so treffend, so einfach und doch so artig, daß mir dieses verdollmetschte Gespräch viel Vergnügen machte. Die Gestalt, die Physiognomie, das Betragen des Mädchens erinnerte mich sehr lebhaft an die Schweizer Bäuerinnen, besonders an die Bewohnerinnnen des Bernschen Oberlandes. Man sagt mir, daß, wo der Mangel im Hochlande nicht gar zu drückend ist, diese bescheidene Grazie, diese Freymüthigkeit, viel bey den Hochländern angetroffen werde, und ich habe in Edinburg bemerkt, daß Dienstmädchen aus diesen Gegenden sich durch ein ähnliches Wesen von den andern unterscheiden.

Unsere Fahrt an den Ufern des Loch Linn-hé, welcher eigentlich eine große Bay ist, war durchaus schön. Die votrefflich gebaute Landstraße trägt viel zur Annehmlichkeit der Reise bey, und verdient mit Ruhm und Dankbarkeit erwähnt zu werden. Dieser Theil von Argyle-Shire heißt Appin. Wir hatten immer zur Linken die erhabene Küste von Morven, die das jenseitige Ufer des Linnhé's macht. Wenn wir zurückblickten, sahen wir die Insel Lismore. In einer geringen Entfernung von der Straße sahen wir Appin-house, den schönen Landsitz des Marquis von Tweedale, mit vortrefflichen Pflanzungen umgeben. Es ist unbeschreiblich auffallend, solche Gebäude und Anlagen in diesen Einsamkeiten zu finden. Ganz nahe bey diesem eleganten Ort liegen ungeheuere Blöcke von Quarz.

Noch einige Meilen weiter, und schon wieder ein anderer See. Eigentlich ist es nur ein Arm der Bay Linnhé, die sich hier in zwey fast gleiche Theile trennt. Der eine Arm ist Loch Eil, in Inverneß-shire, der andere Loch Leven in Argyle-shire.

Dieser muß nicht mit Loch-Leven in Kinroß verwechselt werden, in welchem auf einer Insel das Schloß Leven steht, wo Maria Stewart, von ihren eigenen Unterthanen, in Gefangenschaft gebracht und der strengen Bewachung des Grafen von Douglas, Eigenthümers des Schlosses, übergeben ward. Schönheit, Liebe, und jugendliche Kühnheit, brachen ihre Ketten für dasmahl. Ein achtzehnjähriger Jüngling, Bruder des Commandanten Douglas, begeistert von Mariens Reizen und von sanguinischen Hoffnungen, die sie viel-

leicht mit weiblicher Schlauheit unterhielt, verleitet, unternahm ihre Befreyung, entwendete seinem Bruder die Schlüssel der Festung, bestellte bey finsterer, stürmischer Nacht ein Boot und brachte die Königin glücklich von Leven weg. Glücklich! dafür hielt es Marie. Aber weit besser wäre es für sie gewesen, in den Händen ihrer Unterthanen zu bleiben, als sich dem Schutze ihrer guten Schwester — so nannte sie die neidische, treulose Elisabeth — anzuvertrauen.

Doch zurück zu diesem Loch Leven in Argile-shire, an dessen malerischen Ufern die Fahrt einige Stunden fortging, bis ich auf einmahl den majestätischen Eingang ins Thal Glencoe, in einiger Entfernung, vor mir sah. Ich stieg aus und ging in einer fast andächtigen Stimmung, unter der allmählich sinkenden

Dämmerung des Abends, einem Wirthshause zu, das am Ufer steht. Der kleine, elende Ort heißt Ballichellish, und besteht nur aus diesem Wirthshause und aus ein Paar Hütten für Fuhrleute. Eine halbe Meile davon liegt sehr anmuthig und wirklich schweizerisch die Wohnung eines Predigers und eine kleine Capelle.

Ich hatte Mühe im Hause zu bleiben. Meine Seele war durch die vielen, großen, ungewöhnlichen Naturscenen, die sich mir an diesem Tage wie eine Reihe schöner optischer Bilder vorgestellt hatten, sehr bewegt. Ich fühlte mein Daseyn erhöht, erweitert; ich fühlte mich näher dem Wesen, das die sehnsuchtsvolle Seele immer, nnd dann am innigsten sucht, wenn alle Gegenstände um sie her ihr Buchstaben zu seyn scheinen, womit Sein un-

aussprechlicher Namen, im grenzenlosen All, angedeutet ist. In dieser Stimmung hätte ich mögen die ganze Nacht im Mondschein herumwandern, zwischen den prächtigen Gebirgsmassen, neben den rauschenden Wellen. Aber die feuchte Nachtluft trieb mich ins kleine ärmliche Haus. Hier fand ich zum erstenmahle, seit ich in Schottland bin, eine schlechte Herberge. Eyer, Haferbrodt und Butter waren die einzigen Nahrungsmittel, die wir bekommen konnten. Da wir Thee und Portwein bey uns hatten, behalfen wir uns in Rücksicht auf die Nahrung ganz gut, aber die Betten waren abscheulich.

Die Engländerin, mit der ich in Oban Bekanntschaft gemacht hatte, war mit uns zugleich ausgereist, und theilte mit mir ein Kämmerchen, das so schmutzig, eng und dumpfig war, als alle Gegenstände unserer heutigen Ta-

gereise schön, frey und erhaben gewesen waren. Doch rechneten wir gerne darauf ab, und fühlten, daß wir sehr im Vortheil waren. Die Gesellschaft dieser Engländerin that mir wohl. Es ist ein unverheirathetes Frauenzimmer in den ersten Mitteljahren. Gerade eine solche Engländerin, als man sie sich bey uns denkt, wenn man sie in einem guten Roman oder Schauspiel zu einer edeln Rolle braucht. Ein ruhiges, scheinbar kaltes Wesen, mit einer sehr gebildeten Sprache und sanftem Sprachton. Still verborgene Energie, tiefes Gefühl, das schon durch Leidenserfahrungen gedämpft und geordnet schien; eine Selbständigkeit, die beynahe an Hartnäckigkeit grenzte, schienen mir die Grundzüge ihres Wesens zu seyn. Wir hatten uns schon in Oban einander genähert und verstanden uns bald. Sie hatte, wenn ich mich so ausdrücken darf, jenen Tackt der Gutmüthig-

keit, der mir immer sehr wohl thut, wenn ich ihn in einem Zeitalter noch finde, wo er immer seltener wird, da ihm der gesellschaftliche Ton durchaus entgegen arbeitet. Ich will damit sagen, daß es mir liebenswürdig dünkt, wenn besonders eine Person meines Geschlechts, bey der höchsten Delikatesse und der feinen Zurückhaltung, die ein Beweis guter Lebensart ist, nichts an sich hat von jenem hämischen, ausspürenden Argwohn, der bey einer neuen Bekanntschaft sich plötzlich als Schildwache ausstellt, um zu rufen: Wer da! und ärger als ein Mauthvisitator das ganze Seyn und Betragen der neuen Bekanntschaft durchsucht, um etwas aufzujagen, das moralische oder politische Contrebande sey. Ein bescheidenes Hingeben, ohne Familiarität, gerade so weit, als es das Verhältniß der gegenwärtigen Lage erlaubt; ein be-

reitwilliges Aufnehmen alles Guten, Artigen, Ausgezeichneten, das der Anschein darbietet, ohne alle die Aber und Wenn, welche eine genauere Verbindung freylich erfodern, sind gewiß wesentliche Theile des guten Tons und der ächten, sittlichen Cultur. Ich wünschte, daß meine Landsmänninnen sich überzeugen möchten, wie wohlthätig dieser Tackt des Wohlwollens ist, und wie manche unnütze Quälerey des gesellschaftlichens Lebens er erspart. Bey den Engländerinnen ist er im Ganzen, wegen ihrer einseitigen Erziehung, noch seltener als bey uns; doch fallen sie wenigstens nie in jene rohe Familiarität, oder in ein merkliches Ueberhinsehen und Naserümpfen, welches man in Deutschland nur zu oft antrifft.

Miß J. ist die Tochter eines bekannten, sehr reichen Negocianten in London. Sie hat,

wie alles beweist, eine ausgezeichnete aber häusliche Erziehung erhalten. Sie thut gar nichts um ihre Kenntnisse zu zeigen. Aber die Reise gab mir Gelegenheit zu bemerken, daß sie deren mancherley besitzt. Die Bücher, Charten und gesammelten Mineralien, die ich bey ihr sah, und noch mehr die ruhige Heiterkeit, mit welcher sie diese Reise von Oban nach Perth machte, ganz allein, nur von einem reitenden Bedienten begleitet; alles dieses zeugt von einem gebildeten Geiste und von einer Originalität, die, in Begleitung gefälliger Bescheidenheit, überaus interessant ist. Von London aus bis Oban war sie mit einer Dame gereist, die nach den Inseln wollte.

Mancherley Unbequemlichkeiten ließen uns nicht lange der Ruhe genießen. Wir standen alle sehr früh auf, und waren voll Begierde unsere Wall-

fahrt nach Glencoe anzutreten. Aber ach! die Welt um uns her war ein Chaos undeutlicher, in Nebel verborgener Formen. Kein Berg war zur Hälfte nur sichtbar. Betrübt zogen wir uns wieder zum Theetisch zurück, und beschlossen einen aufgeheiterten Himmel zu erwarten, den uns die Leute für den Tag ankündigten. Wir gingen am Ufer des Seees auf und ab, bestellten bald das Anspannen, bald schoben wir es wieder auf. Dann kamen wir auf den Gedanken nach Fort William zu fahren, das 16 Meilen entfernt, aber ganz aus unserm Wege lag, und am andern Morgen, wenn der Himmel heller sey, wieder nach Ballichellish zurückzukehren und die Reise nach Glencoe fortzusetzen. Dieser Ort ist der eigentliche Fährplatz, um über den Loch-Leven nach Fort William und so weiter, nach

Inverneß und Caithneß, ins nördlichste Hochland zu kommen. Die Ueberfahrt ist schlimm und zuweilen äußerst gefährlich. Herr Macdonald sträubte sich gegen diese freylich zwecklose Excursion. Endlich vertheilte sich der Nebel so ziemlich; und wir fuhren nach Glencoe ab. Nahe an der Straße sahen wir eine sehr reiche Schiefergrube. Noch eine halbe Meile und wir waren in Glencoe.

Hätte ich doch noch nicht nöthig gehabt die Worte Größe, Majestät, Erhabenheit, zu meinen bisherigen Beschreibungen zu gebrauchen; oder kennte ich andere, die zwar die nehmlichen Vorstellungen, doch in einem viel höhern, vollkommneren Grade, zu erwecken vermögten.

Leiht mir euern Pinsel, Berghem, Breughel, Salvator Rosa! Leiht mir

eure Töne, ihr Sänger heiliger Gefühle und der Gottheit-zeugenden Natur! Und ihr, meine Helvetischen Freunde, blickt in einige eurer romantischen Bergthäler, z. B. in die Thäler von Interlachen, von Bex, von Glarus, und ihr wißt ohngefähr was ich euch mahlen mögte! Zwar ist der Character von Glencoe von den der Schweitzer Thäler verschieden, da wenig Bäume, keine überragende Gletscher, auch bey weiten nicht so gigantische Massen hier sind.

Die fünf Berge, die Glencoe bilden und umschließen, sind das was man in der Schweiz Fluen nennt, Berge der zweyten Gattung, als der Glarnisch, das Stockhorn. Ich zweifle sogar, ob mich nicht ihr nahes Aneinanderstehen und die Abwesenheit höherer Berge täuscht, sie für höher zu halten, als sie sind. Ihre Stellung gegen einander, da ihre weithingestreckten Ab-

hänge wie ineinander geschoben sind, macht die größte, aber auch die unbeschreibliche Schönheit des Thals. Es ist augenscheinlich nur das Bett eines Stroms, der sich seinen Weg an den Füßen der fünf conischen Berge durchgerissen hat. Es ist als gewiß anzunehmen, daß der Fluß Cona, der jetzt Coe heißt, und nur ein starker Gießbach ist, in ältern Zeiten sehr viel größer gewesen seyn muß; auch, daß mehrere Bergströme sich mit ihm vereiniget haben. Es ist zu glauben, daß seine Gewässer sich vertheilt und mit den Seeen, von denen das Thal hinter den Bergen umringt ist, verbunden habe. So unbedeutend als der Coe jetzt ist, kann er zu Ossians Zeiten nicht gewesen seyn, das zeigen viele Stellen in seinen Gesängen.

Das Rauschen der kommenden Helden
ist gleich dem Tosen der Ströme,

Die sich begegnen im Thale von Cona;
wenn nach den nächtlichen Stürmen

Sie wälzen die schwarzgrauen Wirbel,
beym blassen Schimmer des Mondes.

Weit in der Ferne hör' ich das Rauschen (der Feinde)
gleich den Strömen des hallenden Cona.

Solcher Anspielungen auf dieses Thal und der ziemlich sichern Andeutungen, daß es das nehmliche sey, welches unter dem Namen Cona als Ossians Geburtsstätte angegeben wird, finden sich sehr häufig in seinen Gedichten. Auch manche Analogie der Benennungen. So heißt der höchste und schönste der fünf Berge, die das Thal bilden, Malmor, ein Namen, der in einigen Gesängen vorkömmt. Cathair Everallin, Sitz der Everallina, heißt ein kleiner Hügel am

Abhang des Malmors. Everallina war Ossians Gattin und die Mutter des Oscar, der in seinem zwanzigsten Jahre den von seinem Vater so schön besungenen Heldentod starb. Ein anderer Hügel trägt Fingals Namen, Conkion. Er selbst, Ossian, nennt sich vielfältig die Stimme von Cona, und wird von andern so genannt. Warum, sagt Fingal,

Warum beugt sich im Grame der Sänger von Cona
über seinen verborgenen Strom?

Ist dies eine Zeit für die Wehmuth,
Vater des Oscar, des edel Gefallenen?

Umsonst werden sie suchen nach der Stimme von Cona,
die in ihren Gefilden verstummte.

Der Jäger wird kommen am Morgen,
und der Klang meiner Harfe ertönt ihm nicht.

„Wo ist der Sohn des wagengetragenen Fingals?“
und es rollt eine Thräne seine Wange herab.

Ich sammle vorläufig diese Stellen, als Beweise für die Authenticität der Ossianschen Gesänge, die jetzt aufs neue so heftig angegriffen wird, und über welche ich späterhin noch einiges sagen werde.

Bey meinem Durchwandeln des Thals — denn wir verließen alle unsere Wagen — dachte ich wenig an Controversen. Auch ohne den Wiederhall in meinem Innern, von der sanft klagenden Harfe des herrlichen Sängers, hätte mich dieses Thal, durch seinen erhaben melancholischen Character, tief bewegt.

Meine Engländerin wollte das alles noch vollkommner genießen. Sie stand plötzlich still und sagte sanft und leise: ich muß Glencoe im schönsten Lichte sehen. Darauf kündigte sie

uns den Entschluß an, nach Ballichellish zurückzukehren, und da zu erwarten, daß ein heller Sonnenschein das Thal beleuchte, und die hohen Gipfel und Felszacken der Berge sich rein abzeichnen mögten am blauen Himmel. Nach einer genommenen Abrede, uns wieder zusammen zu finden, ließ sie ihren Wagen wenden und fuhr nach dem elenden Hause zurück, das wir so gern verlassen hatten.

Hier erkannte ich den Unterschied der Deutschen und Englischen Sinnesart. Ich häite eben so gern als Miss J. ein reines Sonnenlicht für das große Schauspiel gehabt, von dem jetzt der Nebel manche Schönheit verbarg. Aber einige Tage, und, was noch schlimmer war, einige Nächte im Wirthshause zu Ballichellish zuzubringen, schien mir doch ein zu hoher Preis, und ich wäre schwerlich fähig aus eigner Wahl

dem Naturgenuß ein solches Opfer zu bringen.

Herr Macdonald und ich verfolgten unsern Weg einzeln und schweigend, zu sehr in einer Welt von Bilder, Träumen, Gefühlen und Erinnerungen verloren, um sie uns in Worten mittheilen zu können. Auf dem Gesichte meines Freundes lag tiefe, schwärmerische Rührung, und als ich ihn mit einer Frage anredete, sah ich, daß er Thränen verbarg. Es war leicht zu bemerken, daß außer dem großen melancholischen Character der Gegend und dem Einfluß Ossianischer Sympathieen, noch etwas individuelles auf ihn wirke. Ich wußte, daß er in Achtrichtan, einem Macdonaldschen Hause, an welchem wir vorbeygiengen, viel schöne Jugendtage, im Cirkel edler, schon verstorbener Freunde, verlebt hatte. Dazu kam die schauerliche Erinnerung,

daß im Jahre 1691 viele Männer seines Stammes, durch obrigkeitlich accreditirten Meuchelmord, hier umgekommen waren. Diese verhaßte Geschichte ist zwar schon von einigen Schriftstellern erzählt, aber doch vielleicht manchem Deutschen Leser unbekannt. Ich will die Hauptzüge davon hier andeuten.

Obgleich die Hochländer durch die Uebermacht der englischen Armeeen bezwungen, und der neuen Regierung des Königs Wilhelm des dritten unterworfen waren, so glimmte doch noch unter ihnen das Feuer einer unruhigen Anhänglichkeit an die alte Dynastie ihrer Stewarte, und ein Haß gegen diejenigen ihrer Landsleute, die auf die Seite der Krone Englands getreten waren. Zu diesen letztern gehörten die Campbells, und es herrschte zwischen ihnen und den Macdonalds, die eifrige Jacobiten

waren, eine bittere Spannung. Macdonald von Glencoe beleidigte den Grafen von Breadalbane, das zweyte Stammhaupt der Campbells, und dieser schilderte ihn am Hofe als einen gefährlichen, hartnäckigen Rebellen, welcher an der letzt ergangenen Proclamation, wodurch alle Hochländer, unter der Bedingung künftiger Loyalität, eine Amnestie erhielten, keinen Antheil genommen und den vorgeschriebenen Eid nicht geleistet habe. Macdonald hatte sich wirklich eine Zeit lang geweigert. Da aber der als ausschließend bestimmte Tag herannahte, gab er den Bitten seiner Familie und dem Rathe seiner Freunde nach, gieng nach Fort William, und erbot sich den Huldigungseid zu leisten. Der dort commandirende Officier war nicht befugt, ihm den Eid abzunehmen; daher mußte Macdonald nach Inverary. So sehr er

auch eilte, so konnte er, wegen der schlechte Wege in der schlimmsten Winter-Jahrszeit, nicht früher ankommen, als einen Tag nach dem Präclusionstermin. Doch erhielt er von dem wohlwollenden Sherif, daß ihm der Eyd abgenommen ward, und so kehrte er ganz ruhig nach Glencoe zurück.

Wahrscheinlich erfuhr man zu St. James diese endliche Unterwerfung des Macdonald nicht. Wenigstens darf man nicht voraussetzen, daß, wenn sie dort bekannt geworden wäre, der abscheuliche Befehl, ihn und alle männlichen Einwohner seines Thals, 200 an der Zahl, verrätherischer Weise zu ermorden, vom Könige unterschrieben worden wäre. Es wird sogar behauptet: es habe in der Instruction gestanden, man solle keinem der Macdonalds zu Glencoe das Leben schenken, noch sie zu Gefangenen

machen. Diesem abscheulichen Befehl zufolge, kam ein Hauptmann Campbell mit seiner Compagnie nach Glencoe, unter dem Vorwande, die rückständigen Abgaben zu holen. Macdonald ging ihm mit seinen Leuten entgegen und fragte, ob er und sein Detachement als Freunde kämen. Der Officier betheuerte bey seinem Ehrenwort, daß weder dem Laird noch seinen Leuten der geringste Nachtheil zugefügt werden solle. Hierauf wurden Campbell und seine Soldaten mit Gastfreundschaft und Jovialität bewirthet, und lebten volle 14 Tage recht lustig in Glencoe. Endlich kam der Zeitpunkt der höllischen Catastrophe. Macdonald und Campbell hatten den Tag mit einander zugebracht. Am Abend ward in Charten gespielt, woran einige der Macdonaldschen Damen Theil nahmen. Man ging, wie immer, in bester

Eintracht aus einander. Doch hatte der jüngste Sohn Macdonalds einen dunkeln Argwohn gefaßt, weil er eine ungewöhnliche Bewegung unter den Soldaten sah. Er sagte es seinem Vater und Bruder. Aber sie wollten beyde keinen Gedanken an einen möglichen Verrath aufkommen lassen.

Die beyden Brüder gingen heimlich aus dem Hause, um die Soldaten zu beobachten. Sie hörten einen Gemeinen zum andern sagen: es sey ein häßliches Geschäft; sie mögten lieber nichts damit zu thun haben; aber die Officiere würden die Verrätherey ja wohl vor Gott verantworten müssen. Hastig eilten die Jünglinge nach dem Hause zurück, um den Vater zu warnen. Aber sie fanden das Haus schon umzingelt; sie hörten Schüsse fallen, und da sie unbewaffnet waren, blieb ihnen nichts übrig, als sich durch

die Flucht zu retten. Die verabscheuungswürdigen Werkzeuge boshafter Rache drangen nun in des Lairds Zimmer und schossen dem edlen Greis durch den Kopf. Er stürzte todt in die Arme seiner Frau, die am folgenden Tage, zwischen den Felsen herumirrend, wahnsinnig starb. Macdonald von Achtrichtan, der als Gast im Hause von Glencoe war, und der schon vor vielen Monaten sich der Krone unterworfen hatte, ward mit ermordet. Sein treuer Diener Kennedy warf sich, als er auf seinen Herrn zielen sah, zwischen ihn und die Kugel, aber sie tödtete beyde. Ein achtjähriger Knabe warf sich jammernd und ringend zu Campbells Füßen, flehte um sein Leben, erbot sich zur lebenslangen Dienstbarkeit. Der Unmensch stieß sein Schwerdt in des Kindes Herz.

Alle Häuser der Tennants und Vasallen

waren umzingelt. Man wollte alle männlichen Einwohner tödten. Aber von den 200 entflohen etwa 150, weil, durch das Ausbleiben eines Detachements vom Fort William, einige Ausgänge des Thals unbesetzt geblieben waren. Die Weiber wollte man nicht tödten; doch war ihr Schicksal noch schrecklicher als das der Männer. Campbell ließ die Leichen der Ermordeten nackend vor die Thüren werfen, und alle Gebäude und alles Vieh in Flammen aufgehn, nachdem möglichst geplündert war. Die unglücklichen Weiber irrten mit ihren Kindern, im tief beschneiten Thale, zwischen den Klüften und Bergströmen umher, ohne Kleider, ohne Nahrung, ohne Hülfe. Viele von ihnen wurden wahnsinnig und alle starben im schrecklichsten Leiden.

Konnte eine solche Begebenheit am Ende des 17ten Jahrhunderts vorfallen, in Brittannien,

unter der Regierung eines gebildeten, sonst so kalten und klugen Fürsten als Wilhelm der dritte war? Konnte er den Befehl dazu unterschreiben? Konnte er Menschen finden ihn zu vollziehn? Ein unverdorbenes, natürliches Menschengefühl ist geneigt diese Frage mit Nein zu beantworten, und mögte lieber die Geschichte für eine Fabel erklären, wenn nicht leider ganz neue Beyspiele der nehmlichen Art, wenn nicht unter andern die Namen Lion und Nantes, uns die schreckliche Wahrheit, daß die menschliche Natur zur unbegreiflichsten Unnatur herabsinken kann, unmittelbar und unwidersprechlich vor Augen stellten.

Der König hat sich damit entschuldigt: er habe den Befehl unachtsam unterschrieben, ohne ihn durchzusehn. Welche Entschuldigung? Warum ward die Sache nie gehörig untersucht? War-

um rügte der König nicht, wie es sein Ruhm er- forderte, eine erschlichene Unterschrift, die seinen Namen befleckte?

In neuern Zeiten ist den Macdonalds das Thal Glencoe wiedergegeben worden. Der jetzige Besitzer ist Groß-Enkel des Ermordeten. Aber angebaut haben sie sich da nicht wieder, außer Macdonald von Achtrichtan. Sein Haus ist das einzige in Glencoe.

Wenn es jedem guten Menschen unmöglich ist, ohne schmerzliche Regungen von Abscheu und Mitleid sich diese Blutscene vorzustellen, selbst dann, wenn man nie einen Gegenstand sah, der mit ihr in Verbindung steht, so kann man leicht denken, mit welchen Empfindungen ich die Ge- gend durchging, wo sie vorfiel; eine Gegend, die schon von der Natur geeignet ist, erhabene, feierliche Schwermuth einzuflößen. Ich warf mich

nieder auf dem Boden, den zu Ossians Tagen die Gegenwart großer Menschen geheiligt, und den späterhin die schwärzeste Bosheit mit unschuldigem Blut befleckt hat. Welche Gestalten gingen meiner Phantasie vorüber! Der Schmerz, der seit den zwölf letzten unglücklichen Jahren der Revolutionsstürme mein Herz zerrissen hatte, ward in mir lebendig. Ich trauerte tief um das Elend, die Thorheit, die Verdorbenheit meiner Gattung. Ich hätte murren können gegen den, der uns diesen gefährlichen Mißbrauch der Freyheit des Willens gab. Warum, hätte ich fragen mögen, warum wurden wir nicht lieber zu schuld- und willenlosen Thieren erschaffen, als zu solchen verderblichen und verderbbaren Wesen? — — Macdonald wollte mich nicht dieser bittern, gefährlichen Stimmung überlassen. Er bat mich, des Ossian eingedenk zu seyn. Er hatte Recht.

Das Daseyn eines großen und guten Menschen beantwortet alle Zweifel, widerlegt alle Anklagen des empörten, verwirrten Gefühls, das mit der ewigen Weisheit und Liebe zu rechten sich erkühnt. Kann der Mensch durch sich selbst aus eigener Wahl und Freyheit rein, edel, gerecht und großmüthig seyn; werden wir nur durch irgend eine Erscheinung in der sittlichen Welt überzeugt, daß es möglich ist; so ist der Weltgeist gerechtfertigt, verherrlicht; so mußte der Mensch entstehen und frey seyn.

Komm denn zu meiner Seele, schöner, großer, sanfter Geist, der du auch eine menschliche Hülle bewohntest, der du vielleicht dieses Thal noch kennst und liebst! Tönt in meiner Seele, Harfenlaute, deren Nachhalle mich so oft mit frommer Bewunderung der sittlichen Schönheit der Menschen-Natur erfüllten!

machen. Diesem abscheulichen Befehl zufolge, kam ein Hauptmann Campbell mit seiner Compagnie nach Glencoe, unter dem Vorwande, die rückständigen Abgaben zu holen. Macdonald ging ihm mit seinen Leuten entgegen und fragte, ob er und sein Detachement als Freunde kämen. Der Officier betheuerte bey seinem Ehrenwort, daß weder dem Laird noch seinen Leuten der geringste Nachtheil zugefügt werden solle. Hierauf wurden Campbell und seine Soldaten mit Gastfreundschaft und Jovialität bewirthet, und lebten volle 14 Tage recht lustig in Glencoe. Endlich kam der Zeitpunkt der höllischen Catastrophe. Macdonald und Campbell hatten den Tag mit einander zugebracht. Am Abend ward in Charten gespielt, woran einige der Macdonaldschen Damen Theil nahmen. Man ging, wie immer, in bester

Eintracht aus einander. Doch hatte der jüngste Sohn Macdonalds einen dunkeln Argwohn gefaßt, weil er eine ungewöhnliche Bewegung unter den Soldaten sah. Er sagte es seinem Vater und Bruder. Aber sie wollten beyde keinen Gedanken an einen möglichen Verrath aufkommen lassen.

Die beyden Brüder gingen heimlich aus dem Hause, um die Soldaten zu beobachten. Sie hörten einen Gemeinen zum andern sagen: es sey ein häßliches Geschäft; sie mögten lieber nichts damit zu thun haben; aber die Officiere würden die Verrätherey ja wohl vor Gott verantworten müssen. Hastig eilten die Jünglinge nach dem Hause zurück, um den Vater zu warnen. Aber sie fanden das Haus schon umzingelt; sie hörten Schüsse fallen, und da sie unbewaffnet waren, blieb ihnen nichts übrig, als sich durch

die Flucht zu retten. Die verabscheuungswürdigen Werkzeuge boshafter Rache drangen nun in des Lairds Zimmer und schossen dem edlen Greis durch den Kopf. Er stürzte todt in die Arme seiner Frau, die am folgenden Tage, zwischen den Felsen herumirrend, wahnsinnig starb. Macdonald von Achtrichtan, der als Gast im Hause von Glencoe war, und der schon vor vielen Monaten sich der Krone unterworfen hatte, ward mit ermordet. Sein treuer Diener Kennedy warf sich, als er auf seinen Herrn zielen sah, zwischen ihn und die Kugel, aber sie tödtete beyde. Ein achtjähriger Knabe warf sich jammernd und ringend zu Campbells Füßen, flehte um sein Leben, erbot sich zur lebenslangen Dienstbarkeit. Der Unmensch stieß sein Schwerdt in des Kindes Herz.

Alle Häuser der Tennants und Vasallen

waren umzingelt. Man wollte alle männlichen Einwohner tödten. Aber von den 200 entflohen etwa 150, weil, durch das Ausbleiben eines Detachements vom Fort William, einige Ausgänge des Thals unbesetzt geblieben waren. Die Weiber wollte man nicht tödten; doch war ihr Schicksal noch schrecklicher als das der Männer. Campbell ließ die Leichen der Ermordeten nackend vor die Thüren werfen, und alle Gebäude und alles Vieh in Flammen aufgehn, nachdem möglichst geplündert war. Die unglücklichen Weiber irrten mit ihren Kindern, im tief beschneiten Thale, zwischen den Klüften und Bergströmen umher, ohne Kleider, ohne Nahrung, ohne Hülfe. Viele von ihnen wurden wahnsinnig und alle starben im schrecklichsten Leiden.

Konnte eine solche Begebenheit am Ende des 17ten Jahrhunderts vorfallen, in Brittannien,

unter der Regierung eines gebildeten, sonst so kalten und klugen Fürsten als Wilhelm der dritte war? Konnte er den Befehl dazu unterschreiben? Konnte er Menschen finden ihn zu vollziehn? Ein unverdorbenes, natürliches Menschengefühl ist geneigt diese Frage mit Nein zu beantworten, und mögte lieber die Geschichte für eine Fabel erklären, wenn nicht leider ganz neue Beyspiele der nehmlichen Art, wenn nicht unter andern die Namen Lion und Nantes, uns die schreckliche Wahrheit, daß die menschliche Natur zur unbegreiflichsten Unnatur herabsinken kann, unmittelbar und unwidersprechlich vor Augen stellten.

Der König hat sich damit entschuldigt: er habe den Befehl unachtsam unterschrieben, ohne ihn durchzusehn. Welche Entschuldigung? Warum ward die Sache nie gehörig untersucht? War-

um rügte der König nicht, wie es sein Ruhm erforderte, eine erschlichene Unterschrift, die seinen Namen befleckte?

In neuern Zeiten ist den Macdonalds das Thal Glencoe wiedergegeben worden. Der jetzige Besitzer ist Groß-Enkel des Ermordeten. Aber angebaut haben sie sich da nicht wieder, außer Macdonald von Achtrichtan. Sein Haus ist das einzige in Glencoe.

Wenn es jedem guten Menschen unmöglich ist, ohne schmerzliche Regungen von Abscheu und Mitleid sich diese Blutscene vorzustellen, selbst dann, wenn man nie einen Gegenstand sah, der mit ihr in Verbindung steht, so kann man leicht denken, mit welchen Empfindungen ich die Gegend durchging, wo sie vorfiel; eine Gegend, die schon von der Natur geeignet ist, erhabene, feierliche Schwermuth einzuflößen. Ich warf mich

nieder auf dem Boden, den zu Ossians Tagen die Gegenwart großer Menschen geheiligt, und den späterhin die schwärzeste Bosheit mit unschuldigem Blut befleckt hat. Welche Gestalten gingen meiner Phantasie vorüber! Der Schmerz, der seit den zwölf letzten unglücklichen Jahren der Revolutionsstürme mein Herz zerrissen hatte, ward in mir lebendig. Ich trauerte tief um das Elend, die Thorheit, die Verdorbenheit meiner Gattung. Ich hätte murren können gegen den, der uns diesen gefährlichen Mißbrauch der Freyheit des Willens gab. Warum, hätte ich fragen mögen, warum wurden wir nicht lieber zu schuld- und willenlosen Thieren erschaffen, als zu solchen verderblichen und verderbbaren Wesen? — — Macdonald wollte mich nicht dieser bittern, gefährlichen Stimmung überlassen. Er bat mich, des Ossian eingedenk zu seyn. Er hatte Recht.

Das Daseyn eines großen und guten Menschen beantwortet alle Zweifel, widerlegt alle Anklagen des empörten, verwirrten Gefühls, das mit der ewigen Weisheit und Liebe zu rechten sich erkühnt. Kann der Mensch durch sich selbst aus eigener Wahl und Freyheit rein, edel, gerecht und großmüthig seyn; werden wir nur durch irgend eine Erscheinung in der sittlichen Welt überzeugt, daß es möglich ist; so ist der Weltgeist gerechtfertigt, verherrlicht; so mußte der Mensch entstehen und frey seyn.

Komm denn zu meiner Seele, schöner, großer, sanfter Geist, der du auch eine menschliche Hülle bewohntest, der du vielleicht dieses Thal noch kennst und liebst! Tönt in meiner Seele, Harfenlaute, deren Nachhalle mich so oft mit frommer Bewunderung der sittlichen Schönheit der Menschen-Natur erfüllten!

Bewahrt mich vor Unglauben an den Werth, an die Vortrefflichkeit meiner Gattung und bannt den bösen Geist der Menschenverachtung, wenn er, aus den Trümmern zerstörter Ruhe und Tugend hervorschwebend, mich mit Geyerklauen ergreifen will.

Auch Ossian trauerte um die versunkenen, großen Gestalten seiner bessern Jugendzeit. Er sah das heilige Feuer kraftvoller Tugend erloschen um sich her. In die Fußtapfen seines großen Vaters und seiner Helden, traten kleine Menschen. (Sons of little men wie Macpherson, vielleicht nicht ganz im Ersischen Sinne, übersetzt). Er selbst war in seinem hohen Alter schwach und blind. Der letzte jenes Heldenstammes schwankte verlassen und ermattet um die Gräber seiner Geliebten, und hatte nicht den Trost, ein großes, tugendhaftes Geschlecht zu

hinterlassen, in dessen Andenken er wünschen konnte zu leben. Aber er trauerte sanft:

*) Oft hab' ich gefochten in Schlachten der Speere,
Oft hab' ich gesiegt.

---

*). Diejenigen meiner Leser, welche den Macphersonschen Ossian und die schöne Uebersetzung des Herrn Rhode gelesen haben, mögen mir verzeihen, daß ich ihnen in meinen Uebersetzungs-Fragmenten bekannte Gestalten vorführe. Ich habe unsre zwey ersten Uebersetzungen von Denis und Harold, so viel Verdienst sie auch haben, und so sehr ich ihre Verfasser schäze, nie mit Vergnügen lesen können. Nachdem ich nun selbst auf dem classischen Boden der alten Ersischen Poesie gewesen bin, und viele Stellen aus dem Grundterte mir habe vorsagen lassen, kann ich vollends jene Uebersetzungen nicht ertragen. Der kunstvolle Herameter ist so durchaus entfernt von dem Tackt und Fall der Ersischen Naturpoesie, daß es un-

Nun wank' ich weinend und blind,
von kleinen Menschen umgeben,

---

möglich ist, sich einen so abgemessenen Gesang in den Thälern von Glencoe, Etie u. s. w., zu denken. Ohngefähr eben so fremd schien mir die Haroldsche poetische Prose dem Geiste des Originals. Während meiner Hochländischen Reise nahm ich mir deshalb vor, den ganzen Ossian in der Manier zu übersetzen, von welcher ich einige Proben beylege; nehmlich in einem metrisch freyen doch cadencirten Parallelismus, in welchem es mir scheint, daß Ossian, wie mehrere der ältesten Dichter, aus einem instinktartigen, musikalischen Tackt gesungen hat.

Ziemlich lange nach meiner Zurückkunft in Deutschland, sah ich zuerst die Uebersetzung des Herrn Rhode, die zwar nicht im Doppelschlage der Zeilen gearbeitet, aber doch so rein, kraftvoll und schön ist, daß es Vermessenheit seyn würde, mit

Von allen Geliebten verlassen.

Deine Krieger, o Vater, seh' ich nicht mehr!

Wie groß muß die Trauer des Ossian seyn,

denn du selbst bist verschwunden, o Fingal!

Im Wiederhall der Hügel von Cona,

hör' ich deine Stimme nicht mehr.

---

einer neuen Uebersetzung des ganzen Ossian neben ihm aufzutreten. Doch kann ich zum voraus setzen, daß verschiedene meiner Leser die Gesänge des Ossian entweder nie gesehn, oder aus dem Gedächtniß verloren haben. Für diese wünsche ich durch einen leisen Wiederhall jener erhabenen, sanft melancholischen Töne, ein größeres Leben und Interesse in die ernsten stillen Gegenden zu bringen, die sie mit mir im Geiste durchreisen.

Oft sitz' ich in Morven bey deinem Grabe,
mit meinen verfinsterten Augen.

Ich betast' es mit meinen Händen
und benäss' es mit meinen Thränen.

Dann wähn' ich zu hören die Stimme des Königs;
doch ists nur das Flüstern der Wind' auf der Haide.

Heil deiner Seele, du König der Schwerdter!
Groß ist dein Ruhm auf den Höh'n von Cona.

Ich höre zuweilen die Geister der Sänger
und lern' ihr herrliches Lied.

Doch versagt mir Erinnerung die Bilder der Vorzeit,
die Stimme der Jahre tönet mir dumpf.

Sie ziehen vorüber und sagen:
„warum singet Ossian noch?

Bald wird er wohnen im engen Hause,
kein Lied wird erklingen von seinem Ruhm."

Rolle nur vorüber, ihr finstern Jahre,
ihr bringt keine Freude mir mehr.

Möge sich öffnen die Grube für Ossian!
denn schon verschwunden ist seine Kraft.

Die Sänger sind alle zur Ruhe gegangen;
warum denn bleib' ich allein zurück?

Matt nur und flüsternd
tönt meine Stimme;

Gleich einem Lüftchen,
das einsam säuselt,

Oft sitz' ich in Morven bey deinem Grabe,
mit meinen verfinsterten Augen.

Ich betast' es mit meinen Händen
und benäss' es mit meinen Thränen.

Dann wähn' ich zu hören die Stimme des Königs;
doch ists nur das Flüstern der Wind' auf der Haide.

Heil deiner Seele, du König der Schwerdter!
Groß ist dein Ruhm auf den Höh'n von Cona.

Ich höre zuweilen die Geister der Sänger
und lern' ihr herrliches Lied.

Doch versagt mir Erinnerung die Bilder der Vorzeit,
die Stimme der Jahre tönet mir dumpf.

Sie ziehen vorüber und sagen:
„warum singet Ossian noch?

Bald wird er wohnen im engen Hause,
kein Lied wird erklingen von seinem Ruhm."

Rollt nur vorüber, ihr finstern Jahre,
ihr bringt keine Freude mir mehr.

Möge sich öffnen die Grube für Ossian!
denn schon verschwunden ist seine Kraft.

Die Sänger sind alle zur Ruhe gegangen;
warum denn bleib' ich allein zurück?

Matt nur und flüsternd
tönt meine Stimme;

Gleich einem Lüftchen,
das einsam säuselt,

Am meerumspühlten
schaurigen Felsen,

Wenn mächtiger Winde
Rauschen verstummt ist.

Es gleicht meine Stimme
dem letzten verklingenden

Schalle des Windes,
wenn er die Wälder verläßt.

Aber Ossian bleibt
nicht lange verlassen;

Schon sieht er den Nebel,
der einst ihn bekleidet,

Wenn ihn der Väter
Geister empfahn.

Dann werden die kleinen, jetzigen Menschen
staunend mich schauen;

Werden bewundern der Helden der Vorzeit
erhabne Gestalt.

Sie werden kriechen zu ihren Höhlen
und furchtsam blicken zum Himmel empor,

Denn in den Wolken, in finstrer Schönheit,
schreit' ich einher.

Sohn des Alpin, führe den Greis
zu seinen alten schattigen Wäldern.

Es tosen die Stürme.
Es heulen die Wellen.

Beugt nicht von Malmor herab
ein Baum die entblätterten Zweige?

Er beugt sich, o Jüngling, im Säuseln des Windhauchs,
es hängt meine Harfe am dürren Zweige.

Dumpf ist der Saiten klagender Ton,
berührt der Wind dich, o Harfe?

Oder erklingst du vom Hauch eines Geistes,
der leise wehend vorüberstreift?

Sohn des Alpin, reich' mir die Harfe;
er soll ertönen ein neues Lied.

Meine Seele soll scheiden mit diesem Gesange;
meine Väter sollen es hören in ihren luftigen Hallen;

Freudig werden sie blicken aus ihrem Gewölk
und ihre Arme empfangen den Sohn.

Es neigt sich die Eiche über den Strom;
es seufzet im Laub' und im Moose;

Es lispelt der welkende Farrn
und mischet sich schwankend mit Ossians Haar.

Schlage die Harfe und erhebe das Lied!
Tragt es, ihr Wind', in die Wolken!

Ich komme, du König der Menschen!
Ossians Leben erlöscht.

Ich beginne zu schwinden in Cona;
meine Schritte sind in Selma nicht mehr.

Neben dem Steine von Mora
werd' ich entschlafen.

Der Winde Säuseln in meinen Locken
wird mich nicht wecken.

Geh' nur, o Wind, auf deinen Schwingen,
du kannst nicht stören des Siegers Ruhe.

Die Nacht ist lang', schwer ist sein Auge.
Scheide, flüsternder Windhauch!

Warum trauerst du, Sohn des Fingal?
warum umwölkt der Gram deine Seele?

Es schwanden die Fürsten der vorigen Zeit;
es schwinden die Söhne künftiger Jahre.

Die Völker gleichen den Wogen des Meers;
sie gleichen dem Laub' in Morvens Gehölze.

Es sauset der Windstoß,
es schwindet das Laub,

Und neue Blätter erheben
die grünenden Häupter.

Fingal selbst ist verschwunden,

die Hallen der Väter sind öd' und leer.

Und will der alte Sänger noch bleiben,

obgleich verschwanden die Mächtigen alle?

O könnt' ich vergessen

die Freunde der Jugend,

Bis auch mein Fußtritt nicht mehr ertönte!

Bis ich gelangte zu ihrer Wohnung im Nebelgewölk'!

Vielleicht hätte ich nicht so tief mit dem Ossian sympathisirt, nicht so harmonisch mit ihm klagen können, wenn wir an dem Tage, da ich Glencoe durchging, einen ganz hellen Himmel gehabt hätten. In der Schweiz machte ich oft die Erfahrung, daß der Eindruck der

hohen Berge und ihrer Gründe durchaus verschieden ist, nach der Beleuchtung, in welcher sie gesehen werden. Bey einem reinen blauen Himmel, machte mich der Anblick der Berge munter, energisch, kühn; mir war als stünde ich so fest, so emporgehoben als sie! als könnte ich jeder Uebermacht trotzen; als wäre Licht, Klarheit und reiner Aether das Element meines Wesens. Die scharf abgezeichneten Umrisse; die durch Schatten und Licht kühn projectirten Felsen; das dunkle ungemischte Blau der Luft, geben den Nerven eine Elasticität, die keine Schwermuth zuläßt. Aber die Beleuchtung worin ich Glencoe sah, und über welche ich Anfangs murrte, war ganz dazu gemacht mir Schicksal und Erdendaseyn im Ossianschen Colorit zu zeigen. Ein schwerer Traum von

schwankenden Nebelgestalten, zuweilen nur von einem reinen Strahl erhellt!

Unsre Jugend gleicht dem Traume des Jägers,
der auf dem Hügel der Haide schläft.

Im milden Strahle der Sonne entschlummert er;
doch er erwacht mitten im Sturm.

Nebel ziehen umher; es schwinden die Gipfel der Berge;
roth fliegen die Blitze; Dornbüsche schütteln ihr Haupt.

Er blickt mit Sehnsucht zurück in die sonnigen Tage,
und gedenkt des lieblichen Traums seiner Ruh.

Melancholisch erhaben war der Anblick in einem sehr hohen Grade, den uns die Berge

gaben, als wir sanft steigend einige Stunden fortgegangen waren, wenn, wie wir fast alle zehn Minuten thaten, wir still standen und um uns sahen. Die eine nach Süden gewendete Seite des Thals, ist bis zu einer sehr beträchtlichen Höhe des Berges, der wie eine Schirmwand empor ragt, grün, freundlich und mit zahlreichen Heerden von Schaafen besetzt. Ein Bild sanfter idyllischer Schönheit. Die Bergwände im Hintergrunde und an der Gegenseite, strotzen in ernster, finstrer Majestät. Hoch auf dem einen dieser nach Norden gerichteten Berge, sieht man eine ungeheure Felskluft, die eine tiefe dunkle Höhle bildet. Adler umflogen diese Gipfel; große Nebelmassen umzogen sie; zuweilen sie ganz umhüllend; dann ließen sie die Spitzen abwechselnd

hervorblicken und rollten langsam in schwerfälliger Würde fort. Plötzlich blickte die Sonne groß und feurig durch den Nebel, und umglänzte das Riesenhaupt des Malmor. Nun schien mir das Thal, wie durch eine unsichtbare Hand herausgehoben aus Dumpfheit und Stille, in eine hellere Welt des Lebens und der Freude. Schöne Lichtstreifen fielen auf die grünen Grasstellen; Funken tanzten auf den schäumenden Wellen des Coe; die Adler schwangen sich mächtiger auf und schienen dem Sonnenstrahl entgegen zu eilen. Aber in den Klüften, in den Vertiefungen zwischen den Bergen, sanken dunklere Schatten. Nebelgewände zerrissen, ließen uns neue noch unbekannte Formen der Felsgipfel sehn, und rollten sich wieder zusammen.

Es war eine große Scene. Wie sehr muß Ossian, ehe er blind war, sich gefreuet haben, wenn die Sonne sein melancholisches Thal so erheiterte! Wie natürlich ists, daß er sie mit heiliger Feyer anredet! Sein Gesang erklang tief in meiner Seele. Ich begleitete ihn mit den Tönen meines Vaterlandes; und mit diesen Harmonieen verließen wir das Thal Glencoe.

O du, die du rollest dort oben
rund wie der Schild meiner Väter!

Woher deine Strahlen, o Sonne?
dein nie versiegendes Licht?

In heiliger Schönheit trittst du hervor,
und es verhüllen vor dir sich die Sterne.

Kalt und bleich sinket der Mond
herab zur westlichen Woge.

Aber du wandelst allein.
Wer vermag es dich zu begleiten?

Die Eichen der Berge sinken dahin,
Berge vergehn mit den Jahren.

Der Ocean sinket und steigt,
der Mond verschwindet am Himmel.

Du bist die nehmliche stets,
und prangest im Glanz deines Laufes.

Wenn Stürme die Erde verfinstern,
wenn rollen die Donner und fliegen die Blitze,

So blickst du schön aus Wolken hervor,
und lachst der tobenden Stürme.

Aber auf Ossian blickst du umsonst,
Er sieht deine Strahlen nicht mehr;

Es möge dein goldenes Haar
umfließen die östlichen Wolken!

Du mögest scheidend am Thor
des westlichen Himmels noch zittern!

Doch vielleicht hast du gleich mir,
nur Eine Jahrszeit des Lebens.

Einst schläfst du in deinem Gewölk',
nicht hörend die Stimme des Morgens.

Jauchze denn, Sonne, in Jugendkraft!
das Alter ist finster und traurig.

Es gleicht dem glimmenden Lichte des Monds,
dämmernd durch fliegende Wolken.

Auf seiner halb vollendeten Bahn
erstarrt der bebende Wandrer.

Braunschweig,
gedruckt bei Friedrich Vieweg.


BIBLIOTHECA · BODLEIANA
DOMINUS ILLUMINATIO MEA

